Ausgabe B
mit Königsberger Neue Zeitung

Ostpreussen-Warte

DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Nummer 12 | Dezember 1959 | Einzelpreis 0,50 DM / 10. Jahrgang

Weihnachten Fest der Familie

Kindheitserinnerungen sind der Kraftquell des Lebens

Mit jedem Tage spürt man jetzt mehr, wie das Weihnachtsfest, das man seit Jahrhunderten als das schönste und innigste Fest der Familie anspricht, näherrückt. Zunächst merkt man es jedoch an den weniger erfreulichen Anzeichen: an dem brutalen Überfall von Werbung und Reklame auf den suchenden, zum Teil noch unschlüssigen Käufer. Hier sind Weihnachtsmann und brennende — teils echte, teils imitierte — Tannenbäume, Sterne und anderer blitzender Flitter nicht mehr als Zahlen in einer großen Rechenaufgabe. Sie dienen dazu, den Käufer anzulocken und in eine gebefreudige, das heißt also kauffreudige Stimmung hineinzumanövrieren. Doch darüber wurde schon viel und breit geschrieben; geändert hat sich wenig dadurch.

Aber es gibt auch noch viele echte Zeichen, die auf das hohe Fest hindeuten. Die Tannenbaumstände in den Straßen gehören dazu. Zwar hat die moderne Stadt mit ihren ständig wachsenden Verkehrsproblemen sie längst von den großen Märkten und Plätzen verdrängt und ihnen stillere, ein wenig abseitige Orte zugewiesen,

Die schönsten Anzeichen aber sind doch wohl jene — und nicht nur für das Kind —, die sich im Kreise der Familie dartun, an den Abenden und den Adventssonntagen vor allem. Freilich haben auch sie mit dem zunehmenden Eingriff der Technik in die privatesten Sphären unseres Lebens schon sehr gelitten; dies nicht zu erkennen hieße, sich selbst zu belügen. Man hat nicht viel Zeit, es muß alles schnell gehen, außerdem gibt es eine interessante Quizsendung im Fernsehen. Man zündet, hastig und ein wenig zerstreut, die Adventskerzen an, weil die Kinder darauf warten, man singt vielleicht auch ein Lied oder liest eine kurze Geschichte vor (man kann das aber auch der Schallplatte überlassen), weil das nun einmal mit dazu gehört. Innerlich aber ist man schon nicht mehr recht dabei. Machen wir uns nichts vor, so ist es doch in vielen Fällen.

Aber denken wir einmal zurück: wie war es doch in unserer eigenen Kindheit? Diese langen Winterabende vor Weihnachten in der warmen Stube, sie strahlen am hellsten in unserer Erinnerung. Da war für alles viel Zeit da. Da wurden Nüsse vergoldet. Geschichten und Märchen wurden erzählt, während auf dem Ofen die Bratäpfel brutzelten. Für die Weihnachtskrippe wurde gebastelt. Man war noch ‚zusammen', ohne jeden Bruch: eine Familie.

Natürlich: die Zeiten haben sich geändert seit dem, wer wollte das übersehen, und es wird niemand wirklich wollen, auf die technischen Errungenschaften der letzten zwanzig, dreißig Jahre zu verzichten. Was aber bei uns steht, in unserer eigenen Entscheidung, ist, diese Errungenschaften sinnvol in unser Leben einzubauen und ihnen den rechten Platz zuzuweisen. Anders machen sie uns zum Sklaven. Am Beispiel Fernsehen wissen wir, wie sie auch in das letzte Reservat der Menschheit, in die Familie, eingreifen können, wenn wir es nicht verstehen, sie zu unseren Dienern zu machen.

Denken wir an unsere Kindheit, rufen wir uns die vielen leuchtenden Bilder vor Augen, die wir im engen Kreis der Familie empfangen haben, und denken wir daran, wie arm wohl ein Mensch sein muß, dem es nicht vergönnt war, dies alles so oder ähnlich zu ‚erleben'. Wieviel nähme man uns, löschte man dies alles aus! Und denken wir dann an unsere Kinder. Ob es wohl genügt, sie in der Vorweihnachtszeit einmal an den hell erleuchteten, glitzernden und flimmernden Schaufensterfassaden vorbeizuführen? Ob es genügt, an den Adventssonntagen einmal die Kerzen anzuzünden und ein Lied zu singen, weil es nun einmal so Sitte ist?

Etwas mehr, meine ich, gehört schon dazu. Aber auch wiederum nichts, was wir nicht geben könnten, noch geben können (wie lange noch, das ist die Frage): nämlich die Wärme und Geborgenheit der Familie, das dichte Beisammensein, und damit eine Erinnerung, deren Glanz, je älter man wird, nur immer heller zu leuchten beginnt. Und das ist mehr als die schönsten und teuersten Geschenke, mit denen wir unser schlechtes Gewissen vor unseren Kindern zu beruhigen suchen.

Die Kinder warten darauf, sie haben noch die alte Wundergläubigkeit in sich, sie sind bereit aufzunehmen, sie warten auf dich und mich. An uns allein liegt es, sie nicht zu enttäuschen.

Weihnacht

O heilige Stunden:
das Dunkel zerbricht!
Geheime Wunden
heilen im Ewigen Licht.

Die hassend sonst wandern,
auch sie werden gut
und fühlen gleich andern
das göttliche Wunder im Blut.

O Seelen-Wende
im Kerzenschein:
der Liebe Lichthände
zaubern Frieden in alle Herzen hinein.

Fritz Kudnig

Unterm Stern der Liebe

Sehnsucht und Beglückung in dieser Zeit

Es war einmal — so beginnen nicht nur alle Märchen, sondern auch die Erinnerungen von uns Großen, die wir an den langen Abenden des Advents zurücksinnen in selige Kinderzeit, in jene Jahre, von denen wir heute noch zehren.

Ist es nicht eigentlich sonderbar und merkwürdig, daß wir gerade jenem geheimnisvollen Glanze nachträumen, der ebenso mutwillig wie leichtsinnig von Generation zu Generation verspielt und vertan wird, bis dann wieder die stille Einkehr kommt, das bedächtige Heimverlangen zu dem vergessenen und viel geschmähten Zauberwort der Kindheit? Zu dem märchenholden Immer-wieder-von-vorn-Beginnen, das so schlicht und einfach, so selbstverständlich anhebt wie das mütterliche Hinüberwiegen in den Traum: Es war einmal?

Ja, es war einmal! Und es wird immer sein — so fügt der Weise hinzu, der uns Erfahrung und Einsicht zur reifen Altersgabe mit dem unumgänglichen Quäntchen Humor verleiht, ohne das es keine echte Weisheit auf Erden gibt.

Was wird sein? — Nun, all das, was uns wirklich je einmal in unserm bewegten Dasein zum innersten Besitz geworden ist. Was wir auch immer verloren haben und als unwiederbringlichen Verlust betrauern mögen: wenn es im Glanze der Erinnerung aufzuleben vermag, wenn es uns anrührt wie mit Engelsflügeln, wenn es den Schimmer eines kleinen Aufleuchtens in unserm Augenwinkel weckt, so ist es ein Bleibendes, so ist es über das „Es war einmal" hinaus unser „Es wird immer so sein", das uns niemand zu nehmen vermag, so viel uns ein unbarmherziges Schicksal im Zeitensturm auch immer genommen, ja kalt geraubt hat.

Es war einmal. Das ist das wohl wehmütigste Wort aller Heimatvertriebenen in der ganzen Welt. Zu ihnen gesellt sich an diesen langen Abenden des Advents ein unnennbares Weh, wie es Eichendorff geheißen hat, das Heimweh. Denn jedes Es-war-einmal hat seine Heimat und hat sein Heimweh, wo immer auch das Zuhause ist. Wollen und dürfen wir ihm nicht nachgehen in dieser stillen Zeit?

Wir wollen und sollen. Wir müssen uns auf jenen Reichtum besinnen, weil er nur fortwirken kann, wenn wir ihn wieder weiterreichen, jenen Reichtum, der auch das Maß unseres Glückes und unseres Friedens bestimmt: die Liebe, die irdische wie die himmlische, die allumfassende, die weihnachtliche.

Denn Weihnachten steht unter dem Stern der Liebe. Sie ist die Ankunft, sie ist der Advent, der uns diese Tage und Wochen mit so viel Sehnsucht, aber auch mit so wunderbarer Beglückung erfüllt. Dahin zielt unser Heimweh.

Und gäbe es einen anderen Heimweg im Advent als den der Liebe?

Es war einmal — und es wird wieder sein! Das lehrte noch jede Zeit, war sie auch noch so dunkel, unruhvoll und scheinbar gottverlassen und verloren.

A. H.

Weitere Schäden in der Marienburg

Die Beseitigung des Brandschuttes ist immer noch nicht beendet

Die nach dem Brand des Mittelschlosses in der Marienburg stehengebliebenen und später nicht abgestützten Schornsteine über den ehemaligen Räumen des Hochmeisters sind kürzlich durch Sturmeinwirkung umgestürzt, wobei die Deckengewölbe mehrerer Gemächer durchschlagen und zerstört wurden, berichtet „Glos Wybrzeza".

Das polnische Blatt bemerkt hierzu, es habe sich jetzt gezeigt, daß dieser zusätzlich eingetretene Schaden sehr wohl hätte vermieden werden können, wenn man rechtzeitig Vorbeugungsmaßnahmen ergriffen hätte. Um weitere Schäden in dem vom Großbrand im September betroffenen Teil der Marienburg zu verhindern, seien die restlichen bisher nicht umgestürzten Schornsteine sodann bis zu einer gewissen Höhe abgebrochen worden.

Über das Ausmaß der durch den Brand am Mittelschloß verursachten Zerstörungen gibt die Feststellung eines bei behelfsmäßigen Bauarbeiten beschäftigten Meisters Aufschluß, wonach die Beseitigung der Brandtrümmer und die Aufräumung der Brandstätte immer noch nicht abgeschlossen ist. Nachdem Belegschaften örtlicher Betriebe und Institutionen, Einwohner der Stadt Marienburg, Soldaten und Matrosen bei der Trümmerbeseitigung geholfen hätten, sei die Schuttabfuhr vom Schloßplatz noch ein „aktuelles" Problem. Gegenwärtig seien 20 Zimmerleute mit Sicherungsarbeiten — insbesondere mit dem Bau provisorischer Holzdächer über dem Remter, am Schloßtor und im gesamten Nordflügel des Mittelschlosses — beschäftigt. Diese Arbeiten würden voraussichtlich erst im Dezember abgeschlossen.

Wie „Glos Wybrzeza" weiterhin berichtet, hat der polnische Minister für Kultur und Kunst, Galinski, bei einem Besuch die Frage geprüft, ob das geplante polnische „Tannenbergmuseum" in der Marienburg untergebracht werden könnte. Eine Entscheidung sei noch nicht getroffen worden. Es handelt sich um ein Museum, in welchem Erinnerungsstücke an den Sieg des polnisch-litauischen Heeres über den Deutschen Orden im Jahre 1410 gezeigt werden sollen.

„Unzulängliche Perspektivpläne"

Auf Einwohnerversammlungen wurden in mehreren Städten Ostpreußens die bisher bekanntgewordenen „Perspektiv-Pläne" für die Jahre 1961 — 1965" als „völlig unzulänglich" bzw. „wirklichkeitsfremd" bezeichnet. Die Pläne sehen die Errichtung von insgesamt 12 000 Wohnräumen, d. h. von etwa 4000 — 5000 Wohnungen, innerhalb der fünfjährigen Planperiode vor. Damit würden jedoch nicht einmal die Erfordernisse in der Provinzhauptstadt selbst befriedigt. Des weiteren ist die Errichtung von acht neuen Grundschulen sowie eines Kinos geplant — ein Programm, das auf Seiten der Bevölkerung als „geradezu lächerlich dürftig" bezeichnet wird.

Obwohl die Allensteiner Wohnbaupläne nur sehr bescheidenen Umfang haben, stieß die Errichtung einiger neuer Wohnhäuser — wie erst jetzt bekannt wird — bereits im Sommer ds. Js. auf Schwierigkeiten. Auch die Mieter mehrerer abbruchreifer, d. h. seit 1945 völlig vernachlässigter Häuser, an deren Stelle Neubauten errichtet werden sollen, weigerten sich ebenso wie eine handwerkliche Produktionsgenossenschaft bis heute, ihre Behausungen zu räumen. Sie gaben als Grund an, daß die Ersatzwohnungen, die man ihnen für eine Übergangszeit anwies, noch schlechter seien als ihre gegenwärtigen Unterkünfte. Der Streit zwischen Mietern und Behörden dauert an.

„Literarische Seminare" gegen Abwanderung

Ein „Literarisches Seminar" für junge polnische Schriftsteller aus den Oder-Neiße-Gebieten fand kürzlich unter der Schirmherrschaft des Ortsvereins des „Verbandes polnischer Schriftsteller" in Posen statt. Wie „Slowo Powszechne" berichtet, sollten durch diese Veranstaltung günstige Voraussetzungen für eine Entfaltung des literarischen Lebens in den „Westgebieten" geschaffen werden. Hierbei handele es sich vor allem um eine Hilfe für junge Schriftsteller, die ihren ständigen Wohnsitz in den „Westgebieten" haben. Man wolle durch die in Posen in diesem Jahr begonnene und auch für die nächsten Jahre geplante Aktion die Abwanderung junger Schriftsteller aus kleineren Städten in den Oder-Neiße-Gebieten zum Stillstand bringen und den sogenannten „Provinz-Komplex" beseitigen. Im Jahr 1960 soll das „Literarische Seminar" in Grünberg stattfinden.

Schwach besiedelt

Der ostpreußische Landkreis Elchniederung, der unter sowjetischer Verwaltung steht, ist heute nur zu etwa einem Viertel besiedelt. Zahlreiche Häuser verfallen und werden abgerissen, da die Steine als Baumaterial für die Kolchosen benötigt werden. Das berichtete kürzlich ein ostpreußischer Bauer, der erst vor kurzem aus diesem Gebiet in die Bundesrepublik gekommen ist.

Polen wollen nicht nach Ostpreußen

Versprechungen finden kein Vertrauen — Ackerland „halb umsonst"

Unter der Überschrift „Ein Dorf steht zum Verkauf" berichtet der Krakauer „Tygodnik Powszechny" über die Schwierigkeit, polnische Siedler für das Dorf Jegothen im Kreise Heilsberg zu gewinnen. Hier sei, so betont der polnische Korrespondent, ein „modernes" Dorf entstanden, dessen Gebäude für 180 000 Zloty verkauft werden sollten, wobei das dazu gehörende Ackerland „halb umsonst" zu haben sei.

Man habe gehofft, eine ganze Dorfgemeinde aus Zentralpolen nach Jegothen bringen zu können. Dieses ist bisher nicht gelungen, und der polnische Berichterstatter schreibt über die Abneigung der polnischen Bauern, nach Ostpreußen umzusiedeln, folgendes:

„Eine solche Umsiedlung muß freiwillig erfolgen; denn Zwangsumsiedler würden nicht gut wirtschaften... Doch die Bindung an das Land, das man so viele Jahre lang bestellt hat, ist sehr fest, auch wenn es der schlechteste Boden unter Gottes Himmel ist. Groß ist auch das Mißtrauen gegenüber allem, was neu ist. Um sich zu einem Neubeginn entschließen zu können, bedarf es der festen Überzeugung, daß dieses (neue) Leben ohne überflüssige Behinderung verläuft und daß das gekaufte Land auch eigenes Land bleiben wird. Die Leute in jenem kleinen, ärmlichen Dorfe in der Wojewodschaft Warschau, die man überreden wollte, die modernen und schönen Gehöfte in Jegothen an Stelle ihrer bisherigen armseligen Wirtschaften zu übernehmen, haben dieses abgelehnt. Die Menschen wollten das nicht. Sie sagten: „hier sind wir geboren". Sie fügten hinzu: „Wer wird dort für die Darlehen gutsagen?" Sie fürchten sich also. Das Vertrauen dieser Leute muß erst noch erworben werden."

In einer Nachschrift bemerkt der polnische Berichterstatter, er habe noch kurz vor seiner Abfahrt aus Jegothen erfahren, daß nun „Aussicht bestehe", Käufer für die Gehöfte in Jegothen zu finden.

Polnische Siedler überweisen Einkünfte in die Heimat

Polnische Siedler, die Gehöfte in den Oder-Neiße-Gebieten übernommen haben, überweisen nicht selten einen Teil ihrer Einkünfte in ihre polnische Heimat, wo sie zugunsten der dortigen Bauernwirtschaften verwendet werden. Dies berichtet Stanislaw Markowski in einem Aufsatz über „Die drei Etappen der Entwicklung der Agrarproduktion in den Westgebieten", den die polnische Zeitschrift „Wies wspolczesna" (Das Dorf in der Gegenwart) veröffentlichte. Markowski meint, daß auf diese Weise die Siedler in den „Westgebieten" zugleich zur Steigerung der Produktion in den am meisten vernachlässigten zentralpolnischen Gebieten beitrügen. In Wirklichkeit kommt in dieser Erscheinung — über welche auch andere polnische Beobachter berichteten — die innere Unsicherheit der polnischen Siedler in den deutschen Ostgebieten und ihre Verbundenheit mit den heimatlichen Gehöften zum Ausdruck, die von Verwandten bewirtschaftet werden.

„Polen — unser Nachbar"

Im Rahmen einer Sonderveranstaltung „Polen — unser Nachbar" der Volkshochschule Hannover sagte der Göttinger Geschichtsprofessor Percy E. Schramm, daß er als Historiker und als Zeitgenosse den Augenblick für gekommen halte, einen Ausgleich zwischen der Bundesrepublik und Polen zu versuchen.

Prof. Schramm bezeichnete den Ausgleich mit Polen als dringend nötig, weil dort ein nur allmählich zu beseitigender Berg des Mißtrauens abzutragen sei. Erst wenn das gelinge, versprächen Erörterungen über Punkte Erfolg, in denen es sachliche und politische Meinungsverschiedenheiten gebe. Schramm warnte jedoch vor jedem Vorgehen, das in den Polen den Argwohn erwecken könnte, Westdeutschland wolle sie gegen Sowjetrußland ausspielen.

Zur Frage der umstrittenen Grenzen erklärte Prof. Schramm, hier seien die Wissenschaftler beider Nationen in der Lage, durch gemeinsame nüchterne Erörterungen den Weg zur Verständigung ebnen zu helfen. Im übrigen gebe es für die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung Deutschlands keinen besseren Anhalt als gerade die Geschichte des so oft, viel härter und länger geteilt gewesenen Nachbarlandes im Osten. Auch wenn die Weltlage jetzt eine deutsche Einigung verhindere, dürften uns in diese Beziehung die Polen ein Vorbild sein, „weil sie sich nie haben beirren lassen und sich nie aufgegeben haben".

Bauern verlassen Oder-Neiße-Gebiete

Zahl der „Neusiedler" sinkt ständig — Agrarproduktion geht zurück

„Die Bewirtschaftung freien staatlichen Bodens in den Westgebieten macht eine Fortführung der Ansiedlungsaktion erforderlich". Mit diesen Worten weist „Glos Olsztynski" auf die Schwierigkeiten hin, die sich bei der Besiedlung der ländlichen Distrikte der Oder-Neiße-Gebiete ständig neu ergeben.

In dem polnischen Bericht wird betont, daß die polnischen Bauern — trotz gewährter Vergünstigungen — nicht in der Lage seien, die in den polnisch verwalteten Oder-Neiße-Gebieten zum Verkauf gestellten Gehöfte käuflich zu erwerben. „Glos Olsztynski" regt weitere Vergünstigungen für den Bodenerwerb an und sagt voraus, daß angesichts der gegenwärtigen Lage die Aktion des Landverkaufs in den Oder-Neiße-Gebieten keine „günstigen Ergebnisse" zeitigen werde.

Insbesondere habe sich der Wiederaufbau oder Neubau von Gehöften durch den Staat als unzweckmäßig erwiesen; denn an solchen Gehöften hätten die polnischen Neusiedler oftmals kein Interesse: „In dem Zeitraum, in welchem solche Vergünstigungen gewährt wurden, verließen sie (die Neusiedler) oftmals die Gebäude und verzichteten auf die Wirtschaften. Die Gebäude mußten also nochmals für Neusiedler instandgesetzt werden. Unter diesen Umständen vermehrte sich trotz aller bedeutenden Ausgaben die Zahl der Bauernhöfe nicht, sondern sie verminderte sich vielmehr". Daher müßten die Gebäude von den Siedlern selbst instandgesetzt werden, wobei höchstens bei der Errichtung der ersten Unterkunft Hilfe geleistet werden solle.

Daß die Zahl der bewirtschafteten Gehöfte geringer ist als die Anzahl der in den Oder-Neiße-Gebieten angesetzten polnischen Neusiedler, gibt „Glos Olsztynski" auch mit den folgenden Ausführungen zu: In den Jahren 1950 bis 1957 habe in den „Westgebieten" die städtische Bevölkerung um 38 v. H., die ländliche Bevölkerung dagegen nur um 8,9 v. H. zugenommen, „das heißt weniger, als die Zahl der Neusiedler betrug". Als Folge der Abwanderung vom Lande sei „ein bedeutender Vorrat freien staatlichen Bodens" entstanden. Weitere Folgen seien die Dekapitalisierung (Entwertung) von Gebäuden und ein Absinken der Agrarproduktion gewesen. Vornehmlich verlasse auch die Jugend das flache Land, und es blieben in den landwirtschaftlichen Betrieben allein Angehörige der älteren Generation und Kinder zurück.

Besuchsreisen nur selten genehmigt

Mehreren hundert Deutschen aus den polnisch verwalteten Oder-Neiße-Gebieten wird seit vier Monaten die Genehmigung zu Besuchsreisen in die Bundesrepublik und nach West-Berlin verweigert. Mehrere Antragsteller, die von den polnischen „Wojewodschafts-Hauptkommandanturen der Bürgermiliz" in den Oder-Neiße-Gebieten, die für die Ausreisegenehmigung zuständig sind, abschlägige Bescheide erhielten, haben beim Warschauer Innenministerium Beschwerde eingelegt. Von den örtlichen polnischen Behörden in den Oder-Neiße-Gebieten war die Verweigerung der Ausreisegenehmigungen damit begründet worden, daß Polen kein Interesse daran habe, wenn die Deutschen in die Bundesrepublik reisten, „um sich dort in Revanchisten und Revisionisten verwandeln zu lassen".

Wie aus Berichten von Reisenden hervorgeht, lehnen es insbesondere die örtlichen polnischen Behörden in der „Wojewodschaft" Allenstein ab, Deutschen Besuchsreisen in die Bundesrepublik zu gestatten. Von Beamten der „Wojewodschafts-Hauptkommandantur der Bürgermiliz" in Allenstein wurde den deutschen Antragstellern erklärt: „Wann sie in die Bundesrepublik reisen, wird nicht von Ihnen, sondern von uns bestimmt. Die Lage erfordert es, daß Sie vorläufig nicht die Grenzen Polens in Richtung Bundesrepublik verlassen". Nach den Berichten liegen insgesamt über 500 Anträge für dringende Besuchsreisen in die Bundesrepublik seit längerer Zeit bei den „Wojewodschafts"-Behörden in den Oder-Neiße-Gebieten vor. Im vergangenen Monat seien davon lediglich 10 Anträge genehmigt worden.

Weniger Gaststätten

Die Zahl der privaten Betriebe des Gaststättengewerbes hat sich in den letzten zwei Jahren in den Oder-Neiße-Gebieten um 52% und in den polnischen Wojewodschaften um 39% verringert, berichtet die polnische Zeitung „Gazetta Handlowa". Während im Jahre 1957 in den polnisch verwalteten deutschen Ostprovinzen noch 882 private Gaststätten und Speiselokale bestanden, seien davon bis zum Juni 1959 nur 426 übriggeblieben.

„Völkerwanderung" im Danziger Gebiet

Von insgesamt 300 000 in der staatlichen Wirtschaft im Danziger Gebiet beschäftigten Personen haben 100 000 von Januar bis Oktober 1959 ihren Arbeitsplatz gewechselt, meldet das Gewerkschaftsorgan „Glos Pracy". Hierbei habe der Wechsel der Belegschaften in der Bauwirtschaft 50 v. H. erreicht. Wie das polnische Blatt hervorhebt, hält dieser als „Völkerwanderung" bezeichnete Vorgang an. Etwa 1000 Arbeiter und Angestellte der Danziger Werft haben in diesem Jahr ihren Arbeitsplatz verlassen.

PRESSESPIEGEL

Der Störenfried der Entspannung

Es ist kein Geheimnis, daß ein großer Teil der öffentlichen Meinung in England — nicht nur auf der Labour-Seite, sondern selbst im konservativen Lager — am allerliebsten einen modus vivendi sähe, der die ‚Deutsche Frage' ein für allemal aus der internationalen Diskussion ausschaltet — und das heißt praktisch, der das ostdeutsche Regime in Gottes Namen legalisieren würde. Natürlich kann die britische Regierung das nicht so offen sagen, wie das britische Zeitungen können (und auch tun). Nach außen hin hält sie sich strikt an ihre vertraglichen Verpflichtungen. Aber es ist jedermann klar, daß sie das nur gezwungen und ungern tut — und eben daraus erwächst das tiefe Mißtrauen zwischen Bonn und London. Die Deutschen, die sich gegen eine Anerkennung des Status quo wehren, ohne doch irgendein Mittel zu wissen, wie man ihn überwinden kann, erscheinen in britischen Augen als der Störenfried der Entspannung."

Die Tat, Zürich

Wahrheiten der Erfahrung!

„Es ist sicher, daß sich heute Macmillan, Präsident Eisenhower und General de Gaulle zum erstenmal seit 1945 einig sind sowohl über die Frage der Oder-Neiße-Grenze wie über die de-facto-Anerkennung Ostdeutschlands und ein Kompromiß-Statut für Berlin. In Paris verhehlt die Umgebung des Generals de Gaulle keineswegs, daß für Adenauer die Stunde geschlagen hat, wo die Masken fallen, und daß der General höchstpersönlich die unangenehme Aufgabe übernommen hat, den deutschen Kanzler mit dem vertraut zu machen, was die Engländer ‚die ersten Wahrheiten der Erfahrung' ('les vérités premières de l'expérience') nennen."

France Observateur, Paris

Geopolitische Tatsachen?

„Die Nutzung der westlichen Provinzen ist unzulänglich und geht nur langsam voran. Verglichen mit dem Zustand vor dem Kriege, als Breslau und andere Orte geschäftige und blitzsaubere Städte waren, sind sie heute oft verlassen und in trauriger Weise vernachlässigte Geisterstädte. Das gesamte schlesische und pommersche Gebiet zeigt alarmierende Anzeichen einer Verelendung ...

Wir können diesen Vorgang beklagen, aber diese Klagen werden die geopolitischen Tatsachen nicht verändern. Kein Politiker, der nicht den Verstand verloren hat, kann dafür eintreten, daß die Bevölkerungsbewegung erneut von vorn beginnen soll. Was auch immer Recht oder Unrecht in diesem Zusammenhang die Tatsache bleibt, daß Polen nach Westen verschoben wurde."

Manchester Guardian

Im fremden Porzellanladen

„Aber auch die Freundschaft ist unteilbar. Und auch hier muß man mit Betrübnis feststellen, wie sehr die Bundesregierung auf einem Auge blind und einem Ohr taub ist. Man stelle sich vor, Chruschtschow, Gomulka oder Nehru hätten sich so klar für die Aufgabe der deutschen Ostgebiete ausgesprochen, wie das der in seiner anspruchsvollen Selbstbezogenheit immer mehr das Maß verlierende französische Staatspräsident de Gaulle getan hat. Man hätte dann mit Sicherheit von der Bundesregierung etwas von den ‚heiligen und unveräußerlichen Rechten' gehört, die Proteste wären nicht ausgeblieben, man hätte ‚schärfstens' zurückgewiesen.

Nun, da de Gaulle ohne jede Not aus freien Stücken hergeht und deutsches Land vor der Zeit preisgibt, ohne auch nur einen Preis zu nennen, für den er als Franzose seinem Freund und Bündnispartner Dr. Adenauer dieses Opfer vielleicht zumuten könnte, ergeht sich Bonn in fadenscheinigen Ausflüchten. Man lispelt, wo man sonst geschrien hätte. Und die Lebensrechte der deutschen Nation, die man sonst immer zu verteidigen vorgibt, erledigt man nun vor der zu Recht empörten deutschen Öffentlichkeit mit dem armseligen Hinweis: Der Kanzler wird schon mit de Gaulle darüber sprechen!

Wir möchten sehen, welches Geschrei der Supernationalist von Paris erheben würde, erklärte Dr. Adenauer öffentlich, daß der Algerienkrieg ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit sei und das Verhältnis der ‚freien Welt' zu den arabischen und afrikanischen Staaten in einer unerträglichen Weise belaste. Er würde von Paris trotz der NATO und deutsch-französischer Verständigung eiskalt gekontert werden, so daß ihm die Augen übergingen. Adenauer dagegen läßt sich tiefschlagen. Alles, was er durch seine Sprecher hören läßt, ist ein verlegenes und peinliches Gestöhne und Gestammel, anstatt dem General mit aller Deutlichkeit zu sagen, daß er sich gefälligst um seinen eigenen Krempel kümmern sollte, statt in einem Porzellanladen herumzuwüten, der ihm erstens nicht gehört und zweitens so kritisch ist, daß man ihn zumindest nicht in dieser Weise noch weiter zertrampeln darf."

Fuldaer Volkszeitung

OSTPREUSSEN-WARTE
Heimatblatt aller Ost- und Westpreußen

Schriftleitung: E. Knobloch. Verlag: Elchland-Verlag, Göttingen, Maschmühlenweg 8/10 Postfach. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Göttingen Kto.-Nr. 1032 Postscheckkonto Hannover 126 725 J. Guttenberger, Braunschweig.

Die Ostpreußen-Warte Ausgabe A — Allgemeine Ausgabe. Ausgabe B — mit Königsberger Neue Zeitung. Ausgabe C — mit Neue Ermländische Zeitung — erscheint einmal im Monat. Bezugspreis vierteljährlich DM 1.50 zuzügl. 9 Pfg. Zustellgebühr. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung, in Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch.

Anzeigenverwaltung: Annoncenexpedition Salnajs & Marquardt, Wolfenbüttel, Karlstraße 22 Tel.: 37 68 Postscheckkonto: Hannover 57088 Druck: Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10

Stadtbesichtigung Allenstein heute

Das Schicksal bekannter privater und öffentlicher Gebäude

Wir haben mit einem Allensteiner gesprochen, der vor wenigen Tagen von einem Besuch seiner Heimatstadt zurückgekommen ist. Diese Gelegenheit nehmen wir wahr, um einmal keinen allgemeinen Bericht aus dieser ostpreußischen Stadt zu veröffentlichen. Wir wollen vielmehr den von dort Vertriebenen anhand einer Zusammenstellung berichten, wie der heutige Zustand von bekannten öffentlichen und privaten Gebäuden ist.

Rathaus: das Rathaus in der Altstadt ist erhalten geblieben; die Polen haben dort zwei Bibliotheken untergebracht; die Städtische wie die der Provinz.

Johannisbrücke: unversehrt und bildet die Verbindung zwischen dem West- und dem Hauptbahnhof; die Brücke heißt heute „most Sw. Jana".

Hohes Tor: steht unverändert (polnisch „Wysoka Brama"); heute Jugendherberge.

Oberstraße: starke Kriegsschäden; Ruinen sind abgeräumt.

Kaufhaus Dose: abgebrannt und nicht wieder aufgebaut.

Hotel Deutsches Haus: verschwunden und nicht wiederaufgebaut.

Laubengänge: auf der Südseite des Marktplatzes haben die Polen Laubengänge eingebaut, die es früher hier nicht gegeben hat.

Möbelhaus Helbig: unzerstört geblieben; es dient heute als allgemeines Warenhaus.

Fischmarkt: besteht nicht mehr; das Gelände wird heute „Rynek Rybny" genannt; bis zum früheren Schloß-Café zieht sich heute ein großer planierter Platz hin („Plac General Swierczewskiego"), auf dem Aufmärsche usw. stattfinden.

Schloß-Café: zerstört und nicht wiederaufgebaut.

Stadttheater: das „Treudank" genannte Theater ist kaum verändert.

Neues Rathaus: unbeschädigt geblieben und heute Sitz der polnischen Stadtverwaltung; die Uhren am Rathausturm gehen nicht mehr; auf dem vorderen Zifferblatt hat man einen hölzernen polnischen Adler angebracht.

Schloß: das Allensteiner Schloß ist erhalten geblieben und steht unter Denkmalsschutz; das Schloß birgt das frühere deutsche Heimatmuseum, dessen Inventar heute als „polnisches Kulturgut" dargestellt wird; Führungen finden täglich statt; das Schloß ist in gutem Zustand.

Turnhalle am Schloß: zerstört; heute befinden sich hier bis hinunter zur alten Mühle terrassenartige Rasenplätze, die sich bis zum Viadukt hinziehen; es wurden viele Bänke aufgestellt.

Herz-Jesu-Kirche: dieses katholische Gotteshaus ist erhalten geblieben und wird zu Gottesdiensten benutzt.

Marienkrankenhaus: unversehrt und dient heute als Provinzial-Krankenhaus.

Postamt: heil und wie früher in Benutzung.

Jakobsberg: dort befindet sich jetzt das Kulturhaus der Woiwodschaft".

Finanzamt: unzerstört geblieben.

Hindenburgstraße: starke Zerstörungen; auf abgetragenen Grundstücken wurden Grünanlagen errichtet; heute „Straße des 1. Mai".

Allensteiner Zeitung: steht und beherbergt heute die Druckerei der kommunistischen „Glos Olsztynski".

Bahnhofstraße: starke Zerstörungen; auch hier viele Parks; heute „ul. Partyzantow".

Gericht: erhalten geblieben und als solches weiter benutzt.

Jakobikirche: das Gotteshaus blieb unverändert und dient heute als Bischofskirche des polnischen Weihbischofs in Allenstein; an der Seitenwand befindet sich eine Statue der Schwarzen Madonna, zu der die Gläubigen Kerzen bringen und niederknien.

Roonstraße: weist einige Neubauten auf; heute „Kosciuszko ul."

Cafégarten: der Cafégarten am Treudank-Theater ist heute Offizierskasino, das hier auch noch über weitere Baulichkeiten verfügt.

Gärtnerei Fuchs: die am Hauptbahnhof befindliche Gärtnerei ist noch in Betrieb.

Warschauer Straße: hier stehen einige neue neue Bauten; heute „Aleje Niepodleglosci".

Gymnasium: ist erhalten geblieben und wird wie früher verwendet.

Regierungsgebäude: heil und heute Sitz der polnischen Eisenbahn-Verwaltung; auf dem Platz vor dem Gebäude befindet sich ein sowjetisches Denkmal; das Denkmal wie der Platz sind sehr verwahrlost.

Betriebsamt: unzerstört geblieben.

Wehrmeldeamt: keine Kriegsschäden.

Bahnhof: die Schäden am Bahnhof wurden beseitigt, wobei es zu einem Neuaufbau kam; das Gebäude hat ein ganz anderes Aussehen erhalten; der Bahnhof darf grundsätzlich nur von Reisenden mit Fahrkarten betreten werden.

Vorlaubenhäuser: diese Gebäude am Markt wurden aufgrund alter Photos wiederaufgebaut; sie werden vor allem bei Stadtführungen gezeigt; allerdings weisen die Neubauten schon Verfallserscheinungen auf!

Schwesternheim: von Zerstörungen verschont geblieben; heute katholisches Studenten-Seminar.

Geschäftshäuser: die nicht in der Altstadt gelegenen Geschäftshäuser (dort wurden sie zumeist alle zerstört) im Wohnviertel weisen Beschädigungen und Zerstörungen auf; ein Teil ist renoviert oder neu aufgebaut; dasselbe trifft für die Bankgebäude in diesem Viertel zu, ein weiteres Zentrum der Zerstörungen ist der Jakobsberg, wo lediglich das „Kulturhaus" aufgebaut wurde; die Anlagen bestehen weiter.

Kortau: Kriegsschäden beseitigt; Sitz der landwirtschaftlichen Schule mit 3000 Schülern; Studentenwohnheime sind entstanden.

Kleeberg: hier sollen mehrere Neubausiedlungen errichtet werden.

Krankenhäuser: zur Zeit bestehen vier, es sollen noch ein Stadtkrankenhaus und eine Kinderklinik errichtet werden.

Frauenstraße: das Gebäude der Familie „Zahlmann-Nachfolger" ist erhalten geblieben; heute Wyspianksi ul."

Kräntz: die Drogerie Kräntz an der Ecke Wadanger- und Königs-Straße steht nicht mehr.

Grodeck: auch das gegenüberliegende Geschäft von Grodeck ist verschwunden.

Franziskanerkloster: unversehrt geblieben; wie vor 1945 auch jetzt Kinderklinik.

Eckhaus: das Eckhaus an der Eisenbahnstraße und der verlängerten Herrenstraße befindet sich im Wiederaufbau.

Sandgasse: von der Herrenstraße bis zur Sandgasse auf der linken Seite sind alle Häuser zerstört worden; der Neubau hat begonnen; man errichtet vierstöckige Mietshäuser; die Herrenstraße heißt heute „ul. Okrzeja".

Schule: die Schule rechts der Herrenstraße an der Wadangerstraße (heute „ul. Jagiellonska") brannte teilweise aus; die Schäden sind beseitigt.

Hohenzollerndamm: umfangreiche Kriegsverwüstungen; Teilaufbau hat begonnen; unter anderem das eine zerstörte Gebäude von Kohlenhändler Barcewski; der Damm heißt heute „ul. Limanowski".

Café Kirchstein: dieses Café an der Ecke Wadangerstraße und Zimmerstraße ist bis auf die Grundmauern zerstört; die Zimmerstraße heißt jetzt „ul. Zeromski"; auch das gegenüberliegende Geschäftshaus (Bäcker und Fleischer) war zerstört; dort baut man wieder auf.

Königsstraße: von der Zimmerstraße bis zur Königsstraße waren alle Häuser abgebrannt; einen Teil hat man neu gebaut; das „Papageien-Haus" ist vernichtet.

Oberförsterei: sie wurde vernichtet; dort befinden sich heute Magazine in den Überresten; kein Wiederaufbau.

Divisionsstabshaus: heil; heute Krankenhaus.

Hindenburg-Krankenhaus: die Brandruine wurde wieder erneuert; heute Eisenbahnerkrankenhaus.

Jakobstraße: fünf zerstörte Häuser; das von Tischler Wolf ist wiederaufgebaut; heute „ul. Curie-Sklodowska".

Firma Herrgott: völlig zerstört und bisher noch nichts wiederaufgebaut.

Straße am Hohen Tor: von Herrgott hinter dem Hohen Tor ist die Häuserfront bis zum Alten Markt total vernichtet worden; hier hat es bisher überhaupt keinen Wiederaufbau gegeben; es fehlen sehr viele Häuser; eine Bauplanung besteht nicht für diese Straße.

Markt-Eckhaus: das Eckhaus am Markt gleich rechts ist abgebrannt; man hat dort ein neues und architektonisch ganz anders aussehendes großes Haus errichtet.

Altmarkt: auch dort hat es umfangreiche Zerstörungen gegeben; hier wurde der Aufbau so vorgenommen wie bei der Drogerie „Unter den Lauben" — das heißt in diesem Stil.

Harrig: bei der Buchdruckerei Harrig sind zwei Gebäude zerstört; man hat dort ein neues Haus erbaut.

Richtstraße: die linke wie die rechte Seite dieser Straße sind zerstört worden (heute nennt man sie „ul. Marchlewski"); die Polen haben hier ziemlich viel gebaut; leider doch nicht sehr stabil; in den neuen Hausblöcken befinden sich zumeist in den unteren Räumen staatliche Geschäfte; auch ein Delikatessengeschäft ist hier; von der Richterstraße hinunter bis zur Johannisbrücke ist ebenfalls im Krieg bzw. bei der Besetzung alles vernichtet worden; hier sind aber auch Neubaublocks entstanden.

Hohenstein-Straße: in der Straße zur Ortschaft Hohenstein (heute „Olsztynek") waren 17 Häuser vernichtet; sie sind in anderer Form neu entstanden.

Militär-Krankenhaus: blieb unzerstört und dient auch heute wieder dem selben Zweck.

Heumarkt: dieser auch Getreidemarkt genannte Platz wird jetzt „Roosevelt-Platz" genannt; auf seiner linken Seite waren die Häuser größtenteils vernichtet; man hat hier mit dem Wiederaufbau begonnen; es fehlen aber immer noch einige Häuser; bereits vor sieben Jahren ist das Projekt in Angriff genommen worden.

Roonstraße: auch die neun Häuser in dieser Straße sind im Krieg zerstört worden; man hat sie ersetzt; auch auf früheren unbebauten Grundstücken sind Gebäude entstanden.

Güterabfertigung: vollkommen heil und wie früher in Benutzung.

Stadtmauer: ihre Reste werden geschont, und man bemüht sich, sie zu konservieren.

Gasanstalt: von den Polen werden in der Gasanstalt, die erhalten geblieben ist, Hohlziegel aus Schlacke hergestellt; das Gaswerk ist in Betrieb.

Bahnhofshotel: heil und dient als „Städtisches Kulturhaus" (früher Sprang).

Kopernikus-Schule: steht und gehört zum Universitäts-Komplex.

Moltkeplatz: die Logen-Gebäude an diesem Platz sind unversehrt geblieben; sie dienen heute kulturellen Zwecken; weiter hat man auf diesem Platz zwei Markthallen gebaut.

Garnisonkirche: dieses evangelische Gotteshaus ist katholisch umgeweiht worden.

Friedhöfe: die evangelischen Friedhöfe haben die Polen bewußt verfallen lassen; viele Denkmäler sind gestohlen; die katholischen Gottesäcker bestehen noch; doch werden deutsche Grabstellen immer öfters für neue Bestattungen freigegeben; auf dem katholischen Friedhof sind aber z. B. noch die Gräber der Gefallenen aus dem 1. Weltkrieg erhalten.

Unsere Informationen lassen erkennen, daß sich die Polen tatsächlich in Allenstein bemühen, den Wiederaufbau in Gang zu halten, um wenigstens diese eine Stadt Ostpreußens wiederherzustellen. Trotzdem fehlt noch ungeheuer viel. Es bleibt aber festzustellen, daß die Verhältnisse in Allenstein nicht der geringste Maßstab dafür sind, wie es sonst im südlichen Ostpreußen aussieht! Selbst unter der polnischen Verwaltung ist die Volksmeinung bekannt: „Auf jedes wiederaufgebaute Haus in Allenstein kommt in der Provinz ein verwahrlostes Dorf." Besser könnte die Lage wirklich nicht charakterisiert werden.

Danzigs Krantor entsteht wieder

Licht und Schatten unter der polnischen Verwaltung

Wir hatten Gelegenheit mit einem Steuermann aus Danzig zu sprechen, der — nach Westen vertrieben — dieser Tage von einer Reise mit seinem Schiff aus Danzig zurückgekommen ist. Dieser Danziger konnte während der Liegezeit mehrfach die alte Hansestadt besuchen. Hier sein Bericht:

„Jeden Danziger wird es freuen, wenn er hört, daß die Polen gegenwärtig am Krantor arbeiten. Das war wohl unser bekanntestes Wahrzeichen. Es ist jetzt etwa zu zwei Drittel wieder fertiggestellt. Während des Winters wird man die Arbeiten aber wohl wieder unterbrechen müssen. Nicht so gut sieht es am Ratskeller aus. Auch hier ist gebaut worden. Man ist aber noch lange nicht fertig. Die Gewölbe sind stark eingedrückt, und die Rekonstruktion ist sehr schwierig. Es ist jedoch geplant, auch hier später wieder ein Restaurant zu eröffnen. Das Rathaus selbst ist weitgehend wiederhergestellt. Gegenüber anderen ostdeutschen Städten bauen die Polen ja sehr viel in Danzig. Mir sagte so manch einer: „Weil wir wissen, das wir Danzig ganz bestimmt behalten". Nun, daß zeugt aber wohl nicht von großem Vertrauen in die Zukunft der polnischen Verwaltung in Ostdeutschland. Auf dem Rathaus fehlt übrigens noch die alte Uhr, für deren Anbringung und Ingangsetzung es keinen Fachmann gibt, wie man mir sagte.

Mit dem Aufbau der Katharinenkirche ist man noch nicht sehr weit. Dieses Gotteshaus hat erst seit einiger Zeit seine Bedachung. Der Turm sieht noch sehr schlimm aus. Für seine Wiederherstellung hat man fünf Jahre veranschlagt. Auch das Glockenspiel kann erst in fernerer Zukunft erneuert werden. Der Gesamtaufbau dieser Kirche wird nach polnischer Meinung noch mindestens ein Jahrzehnt dauern.

In der Altstadt sieht es heute ganz seltsam aus. Es gibt bisher drei Aufbaubezirke. Und zwar in der Ostseestraße, „An der Kurve" und in der Karthäuserstraße. Man hat dort Serienhäuser aus vorgefertigten Bauteilen errichtet, die ganz eintönig aussehen und gar nicht in die Stadt passen. Man findet überhaupt viele Stilrichtungen in Danzig. Mal haben die Polen die mittelalterlichen Häuser wiederaufgebaut, mal stellten sie Mietskasernen hin und ein andermal stößt man auf Siedlungshäuschen. Und das alles ziemlich wild durcheinander. Wie man mir sagte, will man jetzt die Stadt nicht weiter aufbauen, was ihr Inneres betrifft. Vielmehr will man in die Außenbezirke gehen. Neubauten sind jetzt nur für Oliva und Glettkau geplant. Dieser Baubezirk geht bis zu dem Flugplatz.

Die Polen haben den alten Plan der „Sozialistischen Dreistadt" inzwischen sogar zu einer „Fünfstadt" erweitert. Man will dabei Danzig, Gdingen, Zoppot, Praust und Ohra vereinigen. Diese Stadt soll dann, wie es heißt, 750 000 Einwohner bekommen. Die Polen sagen aber selbst, daß darüber noch 15 Jahre vergehen werden. Das glaube ich gern, denn wenn auch viel in Danzig und Gdingen gebaut worden ist, so sind die Kriegsschäden noch lange nicht beseitigt. Auch in Langfuhr, das zur Hälfte zerstört wurde, ist erst wenig wiederaufgebaut.

Welche großen Gebäude sind aus der Vorkriegszeit ganz unbeschädigt geblieben und heute noch so wie früher? Diese Frage hatte ich mir selbst vor meinem Besuch oft gestellt, und ich nehme an, daß auch andere Danziger darüber eine Auskunft haben wollen. Also ganz heil blieben nur: der Bahnhof, das Rathaus in der Altstadt, der Sitz des ehemaligen Völkerbundkommissars, die Markthalle, das Haus der Bank von Danzig, das Polizeipräsidium, die Landesversicherungsanstalt, das frühere Finanzamt an der Nordpromenade, die Eisenbahndirektion und das Haus der AEG an der Elisabethkirche. Von den Gotteshäusern blieb keines unbeschädigt. Die geringsten Zerstörungen erlitt die St. Nikolaus-Basilika, die lediglich einen Treffer im Dach aufwies. Auch das Franziskanerkloster kam eingermaßen glimpflich davon. Alle anderen Gotteshäuser wurden stark beschädigt.

Für die Polen hat in Danzig vor allem die Schiffbauwerft Bedeutung. Sie wurde von deutschen Facharbeitern, angelernten Polen und unter russischer Anleitung wieder aufgebaut. Man baut Schiffe von 10 000 Tonnen, die jedoch zumeist in den Export gehen. Und davon wiederum die meisten nach Rußland, was auch ganz offen gesagt wird. Die Fertigstellung eines solchen Schiffes dauert zehn Monate und liegt damit über den schnell arbeitenden Werften in den USA oder Japan. Insgesamt werden auf der Danziger Werft im Jahr 35 kleinere und größere Einheiten fertiggestellt. Die Polen müssen aber die Dieselmotoren für die großen Schiffe importieren. Diese Motoren kommen aus Italien. Sie haben 8000 PS. In Polen und Ostdeutschland können solche Motoren noch nicht wieder gebaut werden. Auf der Danziger Holm-Insel ist eine Werft, auf der nur kleine 500-Tonnen-Trawler hergestellt werden. Was den Export von Schiffen betrifft, so erfolgt die Abnahme erst nach einer Prüfung durch englische oder norwegische Fachbeamte, die in Danzig ein Büro unterhalten.

Interessant ist, daß in nächster Zeit, wie ich erfuhr, nicht die Danziger Werft weiter aufgebaut werden soll, sondern die von Gdingen, wo bis jetzt jährlich nur 40 000 BRT insgesamt gebaut werden können. In Danzig ist der Hafenausgang nicht breit genug für größere Einheiten als 10 000 Tonnen. Daher sollen in Zukunft in Gdingen Supertanker mit einer Größe von mehr als 10 000 Tonnen hergestellt werden. Und dazu wiederum muß man die Werftkapazität von 40 000 auf ungefähr 100 000 BRT steigern. Als Seemann interessierten mich die Werftbetriebe sehr. Ich muß aber sagen, daß ihre Ausrüstung nicht sehr modern ist und das die Schiffe, die die Polen bauen, sehr viel teurer in der Eigenherstellung sind, als die dafür erzielten Preise. Ein 10 000 Tonner kostet in Danzig rund 20 Prozent mehr, als in einer durchschnittlichen westlichen Werft. Die Polen verkaufen in den Westen trotzdem zum selben Preis, wie ihn die westlichen Werft anbietet, weil sie Devisen benötigen. Normalerweise nennt man das Dumping. Auf der Danziger Werft sind 9 500 Menschen beschäftigt. Eine gleichgroße Werft im Westen kommt glatt mit 7000 Mann aus.

Aussiedler im Lastenausgleichsgesetz

Seine Rechte — Stichtag zum Aufenthalt — Die Kriegsschadensrente — Weitere Besonderheiten

Als Vertriebener im Sinne des § 1 Abs. 2 Nr. 3 des Bundesvertriebenengesetzes und des § 11 Abs. 2 Nr. 3 des Landesausgleichsgesetes (LAG) gilt auch, wer als deutscher Staatsangehöriger oder deutscher Volkszugehöriger, nach Abschluß der allgemeinen Vertreibungsmaßnahmen die zur Zeit unter fremder Verwaltung stehenden deutschen Ostgebiete, Danzig, Estland, Lettland, Litauen, die Sowjetunion, Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien, Albanien oder China verlassen hat oder verläßt, es sei denn, daß er erst nach dem 8. 5. 1945 einen Hohnsitz in diesen Gebieten begründet hat (Aussiedler).

Ausgleichsleistungen, auf die ein Rechtsanspruch besteht, wie Hauptentschädigung, Kriegsschadensrente, Hausratentschädigung, Entschädigung nach dem Währungsausgleichsgesetz für Sparguthaben Vertriebener und Entschädigung nach dem Altsparergesetz, werden einem Vertriebenen nur gewährt, wenn der Schaden festgestellt ist. Die Feststellung eines Vertreibungsschadens kann jedoch nur der Geschädigte beantragen, der die Stichtagsvoraussetzungen des § 230 LAG erfüllt.

Zur Geltendmachung des Vertreibungsschadens ist gemäß § 230 Abs. 1 LAG nur der Geschädigte berechtigt, der am 31. 12. 1952 seinen ständigen Aufenthalt im Geltungsbereich des Grundgesetzes oder in West-Berlin gehabt hat. Von dieser Voraussetzung gibt es verschiedene Ausnahmen. Eine davon gilt für den Aussiedler.

Nach § 230 Abs. 2 Nr. 1 LAG ist ein Aussiedler, der nach dem 31. 12 1952 seinen ständigen Aufenthalt in den genannten Gebieten genommen hat oder nimmt, ebenfalls berechtigt, seinen Vertreibungsschaden geltend zu machen, wenn er spätestens 6 Monate nach dem Zeitpunkt, in dem er die zur Zeit unter fremder Verwaltung stehenden deutschen Ostgebiete oder das Gebiet desjenigen Staats, aus dem er vertrieben oder ausgesiedelt worden ist, verlassen hat.

Daraus geht hervor, daß ein Zwischenaufenthalt außerhalb des Bundesgebietes oder von Berlin-West für den Zeitraum von 6 Monaten unschädlich ist. Wenn daher zum Beispiel ein Aussiedler am 1. September 1958 Schlesien verlassen hat, bis zum 1. Dezember 1958 in der sowjetischen Besatzungszone (SBZ) Zwischenaufenthalt genommen hat und dann sofort in das Bundesgebiet zugezogen ist, so ist die obige Voraussetzung erfüllt. Die 6-Monats-Frist wurde nicht überschritten. Anders wäre es, wenn der Zwischenaufenthalt des am 1. 9. 1958 Ausgesiedelten in der SBZ bis zum 1. 4. 1959 gedauert hätte. In diesem Falle würde zwischen dem Zeitpunkt des Verlassens des Vertreibungsgebiets und der Aufenthaltnahme im Bundesgebiet ein Zeitraum von mehr als 6 Monaten liegen. Dann könnte der Vertriebene (hier Aussiedler) aus seinem Vertreibungsschaden keinen Rechtsanspruch mehr herleiten. Die Nichteinhaltung der 6-Monats-Frist spielt nur dann eine Rolle, wenn der Zwischenaufenthalt nach Verlassen eines oben bezeichneten Staates in einem andern ebenfalls bereits angeführten Staate des Vertreibungsgebietes genommen worden ist. Hätte zum Beispiel der am 1. 9. 1958 aus Schlesien ausgesiedelte Geschädigte im Sudetenland bis zum 1. 4. 1959 Zwischenaufenthalt genommen und wäre er dann in das Bundesgebiet zugezogen, so wäre er zur Geltendmachung des Vertreibungsschadens berechtigt.

Sobald der Aussiedler im Bundesgebiet seinen ständigen Aufenthalt genommen hat, soll er, soweit er Vertreibungsschäden erlitten hat, ohne Rücksicht auf Erfolgsaussichten, Anträge auf Feststellung des Vertreibungsschadens und auf Gewährung von Hausratsentschädigung bei dem für seinen ständigen Aufenthalt zuständigen Ausgleichsamt einreichen. Über die Frage, ob die Voraussetzungen vorliegen, soll dann das Ausgleichsamt entscheiden.

Außerdem soll jeder unmittelbar geschädigte Aussiedler, der glaubt, auf Grund seines Lebensalters oder auf Grund seiner Erwerbsunfähigkeit (Erwerbsminderung von mehr als 50 v. H.) zur Inanspruchnahme einer Kriegsschadensrente berechtigt zu sein, sofort bei dem zuständigen Ausgleichsamt die Gewährung einer Kriegsschadensrente beantragen. Die Kriegsschadensrente wird nämlich grundsätzlich bei Antragstellung nach dem 1. 5. 1953 mit Wirkung folgenden Monatsersten ab gewährt. Bei späterer Antragstellung können wertvolle Monate, in denen Kriegsschadensrente hätte gezahlt werden können, verlorengehen. Im übrigen soll in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen werden, daß Aussiedler wie auch die sonstigen Personen, die nach § 230 Abs. 2 LAG berechtigt sind und die nach dem 31. 12. 1954 ihren ständigen Aufenthalt im Bundesgebiet oder West-Berlin genommen haben oder nehmen, den Antrag auf Kriegsschadensrente wegen Erwerbsunfähigkeit innerhalb eines Jahres vom Beginn des Monats ab stellen müssen, der auf die Aufenthaltnahme in den genannten Gebieten folgt. Nach Ablauf dieser Zeit kann die Kriegsschadensrente aus diesem Grunde nicht mehr beantragt werden. Bei Kriegsschadensrente wegen Erwerbsunfähigkeit muß grundsätzlich die Erwerbsunfähigkeit spätestens zum 31. 8. 1953 vorgelegen haben. Dieser Stichtag gilt auch für die Personen, die nach Ablauf der Allgemeinen Antragsfrist (31. 12. 1955) gemäß § 230 Abs. 2 LAG (zum Beispiel Aussiedler) antragsberechtigt werden. Jedoch kann nach dem Sammelrundschreiben zur Kriegsschadensrente vom 16. 12. 1957, wenn nicht besondere Anhaltspunkte dagegen sprechen, in diesen Fällen mit Rücksicht auf die für diesen Personenkreis vorliegenden Besonderheiten davon ausgegangen werden, daß bei der Antragstellung vorliegende Erwerbsunfähigkeit schon am 31. August 1953 bestanden hat.

Für den Aussiedler gelten aber weitere Besonderheiten, So ist der Aussiedler unmittelbar Geschädigter hinsichtlich der Gesamtheit seiner vor Beginn der allgemeinen Vertreibungsmaßnahmen vorhandenen Wirtschaftsgüter, ausgenommen derjenigen, die er

a) anläßlich der Aussiedlung mitgebracht hat,

b) einem erbberechtigten Angehörigen im Vertreibungsgebiet im Wege der vorweggenommenen Erbfolge oder sonst schenkungsweise zurückgelassen hat,

c) einem erbberechtigten Angehörigen zur Verwaltung übergeben hat oder

d) gegen ein angemessenes Entgelt veräußert hat, wenn er den Veräußerungserlös oder damit beschaffte andere gleichwertige Wirtschaftsgüter anläßlich der Aussiedlung mitgebracht oder zur Tilgung von Schulden, die nicht mit den Vertreibungsmaßnahmen zusammenhängen, verwendet hat.

Als Vertreibungsschaden ist somit insbesondere auch anzusehen, wenn der Aussiedler anläßlich seiner Aussiedlung Grundbesitz unentgeltlich der Vertreibungsmacht zur Verfügung stellen mußte oder wenn der Aussiedler den Grundbesitz einem nicht erbberechtigten Dritten überlassen hat. Es spielt dabei keine Rolle, ob das Eigentum übertragen oder der Dritte ledig-

Der Aussiedler ist auch unmittelbar Geschädigter hinsichtlich der Schäden an solchen Wirtschaftsgütern, die er seit Beginn der allgemeinen Vertreibungsmaßnahmen — auch im Erbwege von seinem seit dem 1. April 1952 im Vertreibungsgebiet Verstorbenen — bis zur Aussiedlung erworben hat und die nicht ein anderer als Vertreibungsschaden geltend machen kann.

Der Aussiedler ist aber nicht unmittelbar Geschädigter,

a) wenn der Veräußerer oder der sonstige Rechtsvorgänger bereits früher vertrieben oder ausgesiedelt wurde und selbst einen Schaden an dem Wirtschaftsgut erlitten hat; dies gilt sogar dann, wenn der Veräußerer oder der sonstige Rechtsvorgänger mangels Erfüllung der Stichtagsvoraussetzungen des § 230 LAG nicht antragsberechtigt ist,

b) soweit es sich um einen unentgeltlichen Erwerb zum Einsatz für durch vorausgegangene Vertreibungsmaßnahmen verlorene Wirtschaftsgüter handelt,

c) soweit es sich um einen entgeltlichen Erwerb handelt, der mit einem Erlös vorgenommen wurde, der durch Veräußerung anderer Wirtschaftsgüter nach Beginn der allgemeinen Vertreibungsmaßnahmen erzielt wurde.

In den Fällen nach a) ist nämlich unmittelbar Geschädigter der Vertriebene oder Aussiedler, der im Zeitpunkt des Beginns der allgemeinen Vertreibungsmaßnahmen Eigentümer war. In den Fällen nach b) und c) sind die für das Ersatzvermögen von Umsiedlern geltenden Grundsätze entsprechend anzuwenden.

Hat der Aussiedler im Erwerbswege Wirtschaftsgüter von einem nach dem 31. März 1952 Verstorbenen erworben, so ist er hinsichtlich dieser Wirtschaftsgüter unmittelbar Geschädigter; die Schäden aber, die der Verstorbene erlitten hat, kann der Aussiedler nicht geltend machen. Er kann als Erbe nur die Schäden geltend machen, die ein vor dem 1. April 1952 im Vertreibungsgebiet Verstorbener erlitten hat.

Aus den Traditionsverbänden

Suchdienst des Inf.-Regt. 151 (61. Inf.-Div.)

Auf dem Treffen des Bezirks Nord-Ost des ehem. Inf.-Regts. 151 (61. Inf.-Div.) am 19. und 20. September in Hamburg konnten folgende Such-Anfragen nicht beantwortet werden. Auch weitere briefliche Nachfragen an Hand des vorhandenen Anschriften-Verzeichnisses blieben in den nachstehenden Fällen ohne Erfolg.

Der Unterzeichnete bittet nun auf diesem Wege um etwaige Mitteilungen an ihn zur Weitergabe an die persönlichen und amtlichen Stellen:

Walter Behrendt, geb. 14. 9. 1909, zuletzt Feldwebel, wohnhaft gewesen in Königsberg-Lauth, vermißt seit Januar 1945 im Raume von Gumbinnen. Er wird gesucht von seinem Sohn Horst Behrendt, Freiburg i. Br.

Erich Girrulat, Unteroffizier, geb. 25. 11. 1921, aus Ragnit/Ostpr. Letzte Feldpost-Nr. 57 281. Gesucht von seiner Schwester Erna Girrulat, Biberach a. d. Riß.

Nach Kameraden aus **I/151,** die sich seiner erinnern, sucht zwecks Auskunfterteilung der Oberfeld-Waffenmeister **Paul Hinzmann,** geb. 26. Mai 1913, nun in Wilhelmshaven.

Der jetzt als Arzt bei Wien lebende **Dr. Wilh. Loserth** wurde am 19. September 1944 bei Moisaküla (Estland) schwer verwundet. Er wurde von drei Kameraden zurückgetragen und fragt nach diesen: a) Stabsgefr. **Goldup** (oder ähnlich) bei III/151, b) Feldwebel **Luka** (Lukas?) IV/151, c) Unteroffizier **Nikles** (oder ähnlich).

Herr Dr. W. Loserth, welcher erst kurz vorher von der Ari zu Inf.-Regt. 151 versetzt war, schreibt: „Von drei Kameraden, die mich zurücktrugen, ist mir der Stabsgefreite Goldup in bester Erinnerung. Er hat mich mit den beiden anderen Kameraden durch das unter Granatwerfer- und Ari-Beschuß liegende Waldstück gebracht. Sollte Goldup noch am Leben sein und Sie seine Adresse erfahren können, wäre ich Ihnen sehr verbunden. Vielleicht könnte ich ihm irgendwie helfen?" Ähnlich schreibt er über die beiden anderen Gesuchten.

Es spricht wohl für den guten Geist der Kameradschaft im Inf.-Regt. 151, daß nach nunmehr 15 Jahren solche Bekundungen am 19./20. September 1959 von den, von unserer Nord-Ost-Ecke entfernter wohnenden Kameraden einliefen. Sie hatten durch die Traditions- und Heimat-Zeitungen von unserem Treffen erfahren.

Max Michalik, Waisenhausdirektor i. R., (24a) Otterndorf/N. E. Cuxhavener Str. 28.

Aus den Landsmannschaften

Flensburg

Bei der letzten Monatsversammlung, in deren Mittelpunkt ein Film der Bundespost stand, wurde u. a. auf folgende nächste Veranstaltungen hingewiesen:

19. Dezember: Vorweihnachtsfeier im „Deutschen Haus", Musiksaal. Beginn 16 Uhr.

12. Januar 1960: Monatsversammlung im „Deutschen Haus", Blauer Saal, mit Lesungen und Vorträgen von Fritz und Margarete Kudnig. Beginn 19.30 Uhr.

26. Februar 1960: Faschingsveranstaltung im Colosseum-Kabarett. Beginn 20 Uhr.

Delmenhorst

Die Mittelschule in der Holbeinstraße führte vom 21. bis 28. November ihre diesjährige „Ostdeutsche Woche" durch, die mit einer Ausstellung „Berlin, die deutsche Hauptstadt" verbunden war, die von Schülern der zehnten Klasse, die im September mit Rektor und Klassenlehrern eine Studienfahrt nach Berlin unternommen hatten, zusammengestellt und gestaltet war. Um die jährlichen „Ostdeutschen Wochen" dieser Schule hat sich ganz besonders unser Landsmann Mittelschulrektor Dr. Losch verdient gemacht.

Celle

Am 20. Dezember findet für die Kinder der Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen Celle-Stadt eine Weihnachtsfeier im „Waldfrieden", Führberger Straße 114, statt.

Wunstorf

Kürzlich konnte die Landsmannschaft der Ostpreußen, Westpreußen und Danziger ihr 11. Stiftungsfest begehen, zu dem der Vorsitzende Rektor Reimann auch den Bürgermeister der Stadt, Wientzek, und zahlreiche Vertreter der anderen Landsmannschaften begrüßen konnte. Als Gast trug der ehemalige Chefdramaturg des Stadttheaters Königsberg, Hermann Bink. mit vielen heiteren Anekdoten zum Gelingen des Abends bei.

Eine Vorweihnachtsfeier für die Kinder findet am 20. Dezember im „Ritter" statt. Die Eltern werden gebeten, die teilnehmenden Kinder beim Geschäftsführer anzumelden.

Northeim

Am 28. November feiert die Landsmannschaft Ost- und Westpreußen in Northeim ihr zehnjähriges Bestehen. Aus der Zahl der prominenten Gäste seien besonders erwähnt: Landrat Dr. Belz, Oberkreisdirektor Sauerwein, als Vertreter der Stadt Senator Scharfenberg, Amtsgerichtsrat Dr. Zaske, Arbeitsamtsdirektor Dr. Rupprecht (früher Bürgermeister in Zinten), Die Landesvorsitzenden der Landsmannschaft Ostpreußen von Niedersachsen und Hessen: Landwirtschaftsrat Wölke, Göttingen, und Studienrat Opitz, Gießen. Die Ausgestaltung des Abends übernahm der Ostpreußen-Chor Northeim, das Northeimer Instrumental-Quartett und Hermann Bink, Göttingen, mit Rezitationen heimatlicher Dichtung.

Seesen/Harz

Die Ost- und Westpreußen veranstalten in sämtlichen Festräumen des „Ratskellers" am 12. Dezember eine Adventsfeier, bei der von Landsmann Bruno Scharmach eine große Verlosung von Königsberger Randmarzipan der Fa. Bader, Allenstein, durchgeführt werden wird. Am 13. Dezember findet um 15.30 Uhr eine Vorweihnachtsfeier für 90 Kinder der Mitglieder im Alter von zwei bis 13 Jahren statt.

Hof/Saale

Die Vorweihnachtsfeier der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen für die Kinder der Mitglieder findet am 13. Dezember um 15.30 Uhr im Katholischen Vereinshaus statt.

Im Mittelpunkt der letzten Monatsversammlung stand ein Lichtbildervortrag des 1. Vorsitzenden Studienrat Bergner „Ost- und Westpreußen einst und jetzt" nach Aufnahmen von Charles Wassermann anläßlich seiner Reise durch den polnisch verwalteten Teil unserer Heimat.

Fürth

Eine eindrucksvolle Feierstunde der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen fand anläßlich des Volkstrauertages statt. Der Vorsitzende Hermann Adomat gedachte der Millionen deutscher Soldaten und Zivilisten, die die letzten beiden Kriege als Opfer zu beklagen haben und deren soldatische Tugenden mißbraucht wurden.

Die diesjährige Weihnachtsfeier wird am 16. Dezember um 20 Uhr im „Schwarzen Kreuz" durchgeführt.

AUS UNSERER BÜCHERKISTE

Liebe Leseratten!

Noch einmal vor Weihnachten greifen wir in unsere Bücherkiste. Da ist als einer der letzten Bände der unterhaltenden und belehrenden Jugendbibliothek des Bertelsmann Verlages „Mein Bücherschatz“ der Band „Seefahrer und Piraten“ erschienen, geschrieben von Fred Dietrich und von Heiner Rothfuchs mit vielen Textzeichnungen versehen. Er fängt ein gutes Stück der Welt der Fahrensleute in seiner ganzen Farbigkeit ein: die Weite der Meere, die Atmosphäre auf den Schiffen, Sturm und Wellen. Da gibt es die berühmten Admirale und Kapitäne, Seehelden und Entdecker: Magellan, Columbus, Cook, Nelson, es gibt die berüchtigten Freibeuter: Simon Dansa, Francis Drake und Kapitän Kidd, und es gibt nicht zuletzt das namenlose Heer der Seeleute. Die See duldet nur ganze, wagemutige Kerle. Hart war das Leben auf den Galeeren und den Segelschiffen, schwer ist es heute noch auf den Fischereifahrzeugen und den Seenotkreuzern. Dietrich hat diese abenteuerliche Welt des Meeres in packenden Worten eingefangen, Rotfuchs sie im Bild zu kräftigem Leben erweckt.

Ein Buch, wie es Jungen gerne lesen!

Fred Dietrich: SEEFAHRER UND PIRATEN. Mit über 50 Federzeichnungen von Heiner Rothfuß. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh, 218 Seiten, Halbln. DM 7,80.

Wie dieses, ist auch das nächste ein rechtes Jungenbuch. Das ist die Geschichte des jungen Wildhüters Dan Hubbard in den kanadischen Wäldern. Wildhüter sein ist ein harter Dienst. Das erfährt der junge Dan bereits am ersten Tag, als er sein Revier übernimmt. Hier ist noch großartige Wildnis. Sie zu schützen ist Dan Hubbards Aufgabe. Mit unerbittlicher Zähigkeit kommt er einer Bande von Wilddieben und Geschäftemachern auf die Spur. Sei treuester Helfer ist der sechzehnjährige Hank, den er zum Freund gewonnen hat. Ein starkes Erlebnisbuch, erfüllt vom Atem der großen Wälder Kanadas, in denen noch — wie einst in unserer Heimat — der Elch zu Hause ist.

Edward C. Janes: MEIN FREUND, DER WILDHÜTER. Reich illustriert. Franz Schneider Verlag, München. 160 Seiten, farbiger Ganzeinband, DM 3,80.

Ebenfalls in der oben schon genannten Jugendbibliothek des Bartelsmann Verlages „Mein Bücherschatz“ erschien eine Sammlung der schönsten Sagen, die Heinz Ritter neu erzählt hat. Sie umfaßt Sagen der europäischen und indoeuropäischen Völker, Sagen, die ihren Zauber auf den Menschen über die Jahrhunderte hinweg erhalten haben. Es sind Kunstwerke voll dramatischer Kraft und Berichte aus längst verschollener Vergangenheit, aber von zeitlosem menschlichem Gehalt. Sie stammen aus dem weiten Raum der indoeuropäischen Völker, dem mythenumwobenen Griechenland, aus Rom, Frankreich und Spanien und nicht zuletzt aus dem germanisch-deutschen Raum. Sie berichten von großen Kämpfen und den griechischen und nordischen Göttern. Der Herausgeber hat mit großer Einfühlungsgabe und Sorgfalt die Urquellen benutzt und ihren Gehalt für den modernen Menschen gestaltet. Die farbigen Holzschnitte von Willi Probst passen sich der herben Welt der Sage ausgezeichnet an.

Mädchen und Jungen werden in gleicher Weise ihre Freude an diesem Buch haben. Den Eltern kann man es nicht genug als Geschenk für ihre Kinder empfehlen.

DIE SCHÖNSTEN SAGEN. Neu erzählt von Heinz Ritter. Mit über 50 zum Teil vierfarbigen Holzschnitten von Willi Probst. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh. 249 Seiten, Halbln. DM 7,80.

Und gleich noch eine weitere schöne Sagensammlung, die sich jedoch in der Auswahl auf die schönsten deutschen Sagen beschränkt. Jede deutsche Landschaft hat ihre charakteristischen Sagengestalten. In dieser Sammlung finden wir sie alle: den getreuen Eckart, den Schalk Till Eulenspiegel, der Berggeist Rübezahl und viele andere. Auch der deutsche Osten ist mit einem besonderen Abschnitt vertreten: Sagen aus Danzig, Ostpreußen, Pommern und Schlesien. Lächelnd erkennen wir in den Sagen auch uns selber, den strebsamen Schwaben zum Beispiel, den bedächtigen Westfalen, den heiteren Rheinländer und den ostdeutschen Menschen in seiner besonderen Eigenart. Ein spannender Lesestoff, der nie veraltet — ein kostbarer Schatz für die ganze Familie. Man muß ihn nur heben, das heißt mit anderen Worten: sich dieses schöne Buch schenken lassen!

SCHÖNE DEUTSCHE SAGEN. Ausgewählt von Herbert und Ingeborg Wendt. Reich illustriert. Franz Schneider Verlag, München. 160 Seiten, farbiger Glanzeinband, DM 3,80.

Und hier noch ein besonderer Leckerbissen für alle an der Technik interessierten Jungen: ein farbiges Buch der Schiffe, Eisenbahnen, Autos und Flugzeuge. Es erschien in der neugeschaffenen Buchreihe des Bertelsmann Verlages „Wunderbare Welt“. Ein wirklich meisterhaftes und in seiner Art einmaliges Buch. Von den primitiven Fortbewegungsmitteln der Steinzeitmenschen bis zum Weltraumschiff von morgen spannt sich der Bogen, in dem der Mensch Zeit und Raum überwand. In Wort und Bild rauscht die Geschichte der Verkehrsmittel von der Urzeit bis zur Moderne vorüber. Vom Räderkarren bis zum Straßenkreuzer, vom Einbaum bis zum Ozeanriesen, von der ersten Eisenbahn bis zum elektrischen Gliedertriebzug, von den ersten Schwingenfliegern und der „Montgolfiere“ bis zum Düsenflugzeug und der Weltraumrakete zeigt sich der Fortschritt der Technik wie ein buntes Kaleidoskop.

Die durchgehend farbige Illustration, die etwa die Hälfte des großformatigen Buches ausmacht, macht den durch dramatische Zwischenstücke, Anekdoten und interessante Zahlenangaben aufgelockerten Text besonders anschaulich. Eine synchronoptische Tabelle stellt die großen Erfindungen übersichtlich in den kulturgeschichtlichen Zusammenhang der Zeitepochen. Genau das richtige Buch für unsere technisch interessierte Jugend.

Fred Dietrich: SCHNELLE FAHRT AUF WEITEN WEGEN. Das farbige Buch der Schiffe, Eisenbahnen, Autos und Flugzeuge. 96 Seiten 254 vierfarbige, zum Teil großformatige Zeichnungen und schematische Darstellungen. Synchronoptische Tabelle. DM 16,80. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh.

So, das wäre es also für heute, will sagen: für dieses Jahr. Ich wünsche Euch allen ein frohes Weihnachtsfest mit vielen schönen Geschenken!

Euer Gert

Die Christbescherung | Von E. T. A. Hoffmann

(Fortsetzung von Seite 2)

Eben wollten die Kinder, etwas ruhiger geworden, über die Bilderbücher her, die aufgeschlagen waren, daß man allerlei sehr schöne Blumen und bunte Menschen, ja auch allerliebst spielende Kinder, so natürlich gemalt, als lebten und sprächen sie wirklich, gleich anschauen konnte.

Ja! Eben wollten die Kinder über diese wunderbaren Bücher her, als nochmals geklingelt wurde. Sie wußten, daß nun der Pate Drosselmeier einbescheren würde, und liefen nach dem an der Wand stehenden Tisch. Schnell wurde der Schirm, hinter dem er so lange versteckt gewesen, weggenommen. Was erblickten da die Kinder Auf einem grünen, mit bunten Blumen geschmückten Rasenplatz stand ein sehr herrliches Schloß mit vielen Spiegelfenstern und goldnen Türmen. Ein Glockenspiel ließ sich hören, Türen und Fenster gingen auf, und man sah, wie sehr kleine, aber zierliche Herren und Damen mit Federhüten und langen Schleppkleidern in den Sälen herumspazierten. In dem Mittelsaal, der ganz in Feuer zu stehen schien — so viele Lichterchen brannten an silbernen Kronleuchtern —, tanzten Kinder in Wämschen und Röckchen nach dem Glockenspiel. Ein Herr in einem smaragdenen Mantel sah oft durch ein Fenster, winkte heraus und verschwand wieder, so wie auch Pate Drosselmeier selbst, aber kaum viel höher als Papas Daumen, zuweilen unten an der Tür des Schlosses stand und wieder hineinging.

Fritz hatte mit auf den Tisch gestemmten Armen das schöne Schloß und die tanzenden Figürchen angesehen, dann sprach er: „Pate Drosselmeier! Laß mich mal hineingehen in dein Schloß!“

Der Obergerichtsrat bedeutete ihm, daß das nun ganz und gar nicht anginge. Er hatte auch recht, denn es war töricht von Fritz, daß er in ein solches Schloß gehen wollte, welches überhaupt mitsamt seinen goldenen Türmen nicht so hoch war wie er selbst. Fritz sah das auch ein. Nach einer Weile, als immerfort auf dieselbe Weise die Herren und Damen hin und her spazierten, die Kinder tanzten, der smaragdene Mann zu demselben Fenster hinaussah, Pate Drosselmeier vor die Tür trat, da rief Fritz ungeduldig: „Pate Drosselmeier, nun komm mal zu der anderen Tür da drüben heraus!“

Das geht nicht, liebes Fritzchen“, erwiderte der Obergerichtsrat.

„Nun, so laß mal“, sprach Fritz weiter, laß mal den grünen Mann, der so oft herausguckt, mit den anderen herumspazieren.“

„Das geht auch nicht“, erwiderte der Obergerichtsrat aufs neue.

„So sollen die Kinder herunterkommen“, rief Fritz, „ich will sie näher besehen!“

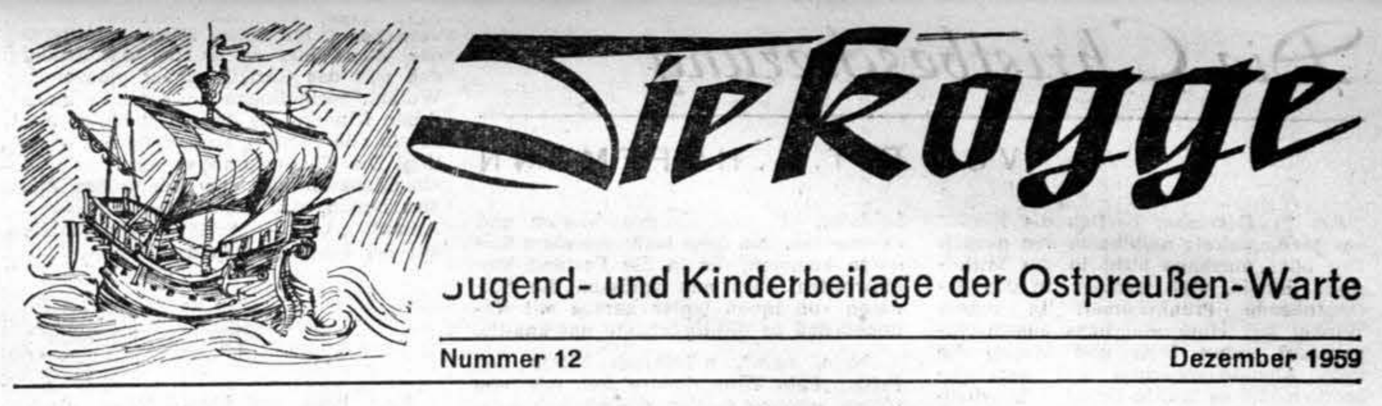
„Ei, das geht alles nicht“, sprach der Obergerichtsrat verdrießlich, „wie die Mechanik nun einmal gemacht ist, so muß sie bleiben.“

„So—o?“ fragte Fritz mit gedehntem Ton, „das geht alles nicht? Hör mal, Pate Drosselmeier, wenn deine kleinen geputzten Dinger in dem Schlosse nichts mehr können, als immer dasselbe, da taugen sie nicht viel, und ich frage nicht sonderlich nach ihnen. — Nein, da lob ich mir meine Husaren, die müssen manövrieren, vorwärts, rückwärts, wie ich es haben will, und sind in kein Haus eingesperrt.“ Und damit sprang er fort an den Weihnachtstisch und ließ seine Eskadron auf den silbernen Pferden hin und her trottieren und schwenken und einhauen und feuern nach Herzenslust.

Auch Marie hatte sich sachte fortgeschlichen, denn auch sie wurde des Herumgehens und Tanzens der Püppchen im Schlosse bald überdrüssig, und mochte es, da sie sehr artig und gut war, nur nicht so merken lassen wie ihr Bruder Fritz.

Der Obergerichtsrat Drosselmeier sprach ziemlich verdrießlich zu den Eltern: „Für unverständige Kinder ist solch künstliches Werk nicht, ich will nur mein Schloß wieder einpacken.“

Doch die Mutter trat hinzu und ließ sich den inneren Bau und das wunderbare, sehr künstliche Räderwerk zeigen, wodurch die kleinen Püppchen in Bewegung gesetzt wurden. Der Rat nahm alles auseinander und setzte es wieder zusammen. Dabei war er wieder ganz heiter geworden und schenkte den Kindern noch einge schöne braune Männer und Frauen, mit goldenen Gesichtern, Händen und Beinen. Sie waren sämtlich aus Thorn und rochen so süß und angenehm wie Pfefferkuchen, worüber sich Fritz und Marie sehr freuten.



Die Kogge
Jugend- und Kinderbeilage der Ostpreußen-Warte
Nummer 12 Dezember 1959

Ihr Kinderlein kommet!

Eine Vielzahl von Weihnachtsliedern gehört seit Jahrhunderten zum unverlierbaren Besitz des deutschen Menschen. Ohne sie wären für viele von uns Advents- und Weihnachtszeit kaum denkbar.

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her"

Heiligabend 1535. Kurz nach Mitternacht. Eingehüllt in Schweigen und Dunkelheit rückten die Häuser von Wittenberg nahe zusammen. Nur in der Studierstube des Doktor Martin Luther brannte noch die Kerze. Ihr Schein war nicht so hell wie die Weihnachtsherrlichkeit im Herzen des frommen Mannes. Noch einmal las er die Verse: „Ich komm aus fremden Landen her und bring euch viel der neuen Mär ...“ Er las sie einmal, er las sie zweimal. Dann steckte er noch eine zweite Kerze an, rückte das Tintenfaß näher zu sich heran, nahm den Federkiel und schrieb Zeile für Zeile auf das aschgraue Papier. Als er sich aufrichtete, hatte er dem eben gelesenen Kranzsingerlied einen weihnachtsfrohen Inhalt gegeben: „Vom Himmel hoch, da komm ich her, ich bring euch gute, neue Mär, der guten Mär bring ich soviel, davon ich singen und sagen will.“ — Als zwei Jahrhunderte später der Thomaskantor Johann Sebastian Bach den Text las, war auch die Melodie geboren.

„Es ist ein Ros' entsprungen"

An einem frostklaren Dezembertag — so um 1600 herum — stapfte ein junger Bruder aus einem Kloster bei Trier durch den Winterwald. Die Legende erzählt, daß dem Mönch „mitten im kalten Winter“ eine Rose erblüht sei, die er mitsamt ihrer Wurzel mühsam aus dem hartgefrorenen Boden grub, an die Brust gebettet in das Kloster trug, dort in einen Scherben pflanzte und auf den Muttergottesaltar stellte. Aus diesem Vorgang ist das „alt katholisch Triersche Christkindlein“ erwachsen. In einem Weihnachtsbuch heißt es, daß nun nur noch der protestantische Musiker Prätorius zu kommen brauchte — eigentlich hieß er Schultheiß (geboren 1571 in Creuzburg in Thüringen, gestorben 1621 in Wolfenbüttel) —, um ihm die innige Melodie im Diskantschlüssel zu geben.

„O du fröhliche, o du selige"

Die napoleonischen Kriege brachten viel Leid und Not über deutsches Land. Der Legationsrat Johannes Falk in Weimar sah in den Herzen seiner Mitbürger nur noch trübe Lämplein brennen. Man muß den Leuten helfen, dachte er. Er gründete die „Gesellschaft Freunde in der Not“ und die „Falkschen Anstalten“. Am Heiligen Abend des Jahres 1806 ging ihm die Melodie eines sizilianischen Seemannsliedchens durch den Sinn. Er hatte schon wiederholt mit Goethe darüber gesprochen, daß der Melodie ein anderer Text unterlegt werden müßte. Da der große Freund nicht dafür zu gewinnen war, versuchte Johannes Falk es selbst: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“

„Ihr Kinderlein, kommet"

Der Kaplan Christoph Schmid setzte einen Schlußpunkt hinter eine Kindergeschichte.

In der Dorfkirche von Thannhausen war von dem Winterwetter des Jahres 1794 nicht viel zu merken; nur ab und zu rüttelte der Wind an den Kirchenfenstern. Die Buben, die in der Sakristei eine Krippe bastelten, merkten kaum etwas davon. „Das habt ihr schön gemacht“, lobte der Kaplan. „Die Krippe wollen wir in der Mette aufstellen und bis zum Dreikönigstag stehen lassen. Da werden eure Eltern Augen machen! Und die Ohren werden sie spitzen, wenn sie das Lied hören, das vor ihnen noch kein Mensch gehört hat. Für euch, für alle Kinder habe ich den Text verfaßt.“ Der junge Kaplan Christoph Schmid — er war damals 26 Jahre alt — nestelte einen Zettel aus seiner Brusttasche und las: „Ihr Kinderlein, kommet, o kommet doch all ...“



In den Augen spiegelt sich der Kerzenschimmer

Die Christbescherung

VON E. T. A. HOFFMANN

Am 24. Dezember durften die Kinder des Medizinalrats Stahlbaum den ganzen Tag über durchaus nicht in die Mittelstube hinein, viel weniger in das daranstoßende Prunkzimmer. In einem Winkel des Hinterstübchens zusammengekauert saßen Fritz und Marie, die tiefe Abenddämmerung war hereingebrochen und es wurde ihnen recht schaurig zumute, als man, wie es gewöhnlich an diesem Tage geschah, kein Licht hereinbrachte.

Fritz entdeckte ganz insgeheim wispernd der jüngeren Schwester (sie war erst sieben Jahre alt geworden), wie er schon seit frühmorgens es habe in den verschlossenen Stuben rauschen und rasseln und leise pochen hören. Auch sei



nicht längst ein kleiner, dunkler Mann mit einem großen Kasten unter dem Arm über den Flur geschlichen, er wisse aber wohl, daß es niemand anders gewesen als Pate Drosselmeier. Da schlug Marie die kleinen Händchen vor Freude zusammen und rief: „Ach, was wird der Pate Drosselmeier für uns Schönes gemacht haben!"

Der Obergerichtsrat Drosselmeier war gar kein hübscher Mann, nur klein und mager, hatte viele Runzeln im Gesicht, statt des rechten Auges ein großes schwarzes Pflaster und auch gar keine Haare, weshalb er eine schöne weiße Perücke trug; die war aber von Glas und ein künstliches Stück Arbeit. Überhaupt war der Pate selbst auch ein sehr künstlicher Mann, der sich sogar auf Uhren verstand und selbst welche machen konnte. Wenn daher eine von den schönen Uhren in Stahlbergs Hause krank war und nicht singen konnte, dann kam Pate Drosselmeier, nahm die Glasperücke ab, zog sein gelbes Röckchen aus, band eine blaue Schürze um und stach mit spitzen Instrumenten in die Uhr hinein, so daß es der kleinen Marie ordentlich weh tat. Aber es verursachte der Uhr keinen Schaden, sondern sie wurde vielmehr wieder lebendig und fing gleich recht lustig an zu schnurren, zu schlagen und zu singen, worüber denn alles große Freude hatte.

Immer trug er, wenn er kam, etwas Hübsches für die Kinder in der Tasche. Bald ein Männlein, das die Augen verdrehte und Komplimente machte, welches komisch anzusehen war, bald eine Dose, aus der ein Vögelchen heraushüpfte, bald was anderes. Aber zu Weihnachten, da hatte er immer ein schönes künstliches Werk verfertigt, das ihm



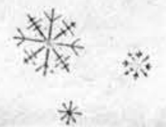
viel Mühe kostete, weshalb es auch, nachdem es einbeschert worden, sehr sorglich von den Eltern aufbewahrt wurde.

„Ach, was wird nur Pate Drosselmeier für uns nur Schönes gemacht haben!" rief nun Marie; Fritz meint aber, es könne diesmal nichts anderes sein als eine Festung, in der allerlei hübsche Soldaten auf und ab marschierten und exerzierten, und dann müßten andere Soldaten kommen, die in die Festung hineinwollten, aber nun schössen die Soldaten von innen tapfer heraus mit Kanonen, daß es tüchtig brauste und knallte.

„Nein, nein", unterbrach Marie den Fritz, „Pate Drosselmeier hat mir von einem schönen Garten erzählt, darin ist ein großer See, auf dem schwimmen sehr schöne Schwäne mit goldenen Halbändern herum und singen die hübschesten Lieder. Dann kommt ein kleines Mädchen aus dem Garten an den See und lockt die Schwäne heran und füttert sie mit süßem Marzipan."

„Schwäne fressen kein Marzipan", fiel Fritz etwas rauh ein, „und einen ganzen Garten kann Pate Drosselmeier auch nicht machen. Eigentlich haben wir wenig von seinen Spielsachen; es wird uns ja alles gleich wieder weggenommen, da ist mir denn doch das viel lieber, was uns Papa und Mama einbescheren, wir behalten es fein und können damit machen, was wir wollen."

Nun rieten die Kinder hin und her, was es wohl diesmal geben könne. Marie meinte, daß Mamsell Trudchen (ihre große Puppe) sich sehr verändere,



denn ungeschickter als jemals fiele sie jeden Augenblick auf den Fußboden, was ohne garstige Zeichen im Gesicht nicht abginge, und dann sei an Reinlichkeit in der Kleidung gar nicht mehr zu denken. Alles tüchtige Ausschelten helfe nichts. Auch habe Mama gelächelt, als sie sich über Gretchens kleinen Sonnenschirm so gefreut. Fritz versicherte dagegen, ein tüchtiger Fuchs fehle seinem Marstall durchaus, sowie seinen Truppen gänzlich an Kavallerie, das sei dem Papa recht gut bekannt.

So wußten die Kinder wohl, daß die Eltern ihnen allerlei schöne Gaben eingekauft hatten, die sie nun aufstellten; es war ihnen aber auch gewiß, daß dabei der liebe Heilige Geist mit gar freundlichen Kindesaugen hineinleuchtete und daß wie von segensreicher Hand berührt jede Weihnachtsgabe herrliche Lust bereitete, wie keine andere. Daran erinnerte die Kinder, die immerfort von den zu erwartenden Geschenken wisperten, ihre ältere Schwester Luise, hinzufügend, daß es nun aber auch der Heilige Christ sei, der durch die Hand der lieben Eltern den Kindern immer das bescherte, was ihnen wahre Lust und Freude bereiten könne. Das wisse er viel besser als die Kinder selbst; die müßten daher nicht allerlei wünschen und hoffen, sondern still und fromm erwarten, was ihnen beschert worden. Die kleine Marie wurde ganz nachdenklich, aber Fritz murmelte vor sich hin: „Einen Fuchs und Husaren hätt ich nun einmal gern."

Es war ganz finster geworden. Fritz und Marie, fest aneinandergedrückt, wagten kein Wort mehr zu reden, es war ihnen, als rausche es mit den linden Flügeln um sie her und als ließ sich eine ganz ferne, aber sehr herrliche Musik vernehmen. Ein heller Schein streifte an der Wand hin, da wußten die Kinder, daß nun das Christkind auf glänzenden Wolken fortgeflogen zu anderen glücklichen Kindern. In dem Augenblick ging es mit silberhellem Ton: Klingling, klingling! Die Türen sprangen auf, und solch ein Glanz strahlte aus dem großen Zimmer hinein, daß die Kinder mit lautem Ausruf: „Ach! — Ach!" — wie erstarrt auf der Schwelle stehen blieben.



Aber Papa und Mama traten in die Tür, faßten die Kinder bei der Hand und sprachen: „Kommt doch nur, kommt doch nur, ihr lieben Kinder, und seht, was euch der Heilige Christ beschert hat!"

Ich wende mich an dich selbst, sehr geneigter Leser oder Zuhörer — Fritz, Theodor, Ernst oder wie du sonst heißen magst — und bitte dich, daß du dir deinen letzten, mit schönen bunten Gaben reich geschmückten Weihnachtstisch recht lebhaft vor Augen bringen mögest; dann wirst du es dir wohl auch denken können, wie die Kinder mit glänzenden Augen ganz verstummt stehen blieben, wie erst nach einer Weile mit einem tiefen Seufzer rief: „Ach wie schön — ach wie schön!" und Fritz einige Luftsprünge versuchte, die ihm überaus wohl gerieten.

Aber die Kinder mußten auch das ganze Jahr über besonders artig und fromm gewesen sein, denn nie war ihnen so viel Schönes, Herrliches einbeschert worden als dieses Mal. Der große Tannenbaum in der Mitte trug viele goldene und silberne Äpfel, und wie Knospen und Blüten keimten die Zuckermandeln und bunte Bonbons und was es sonst noch für schönes Naschwerk gab, aus allen Ästen. Als das Schönste an dem Wunderbaum mußte aber wohl gerühmt werden, daß in seinen Zweigen hundert kleine Lichter wie Sternlein funkelten und er selbst in sich hinein und heraus leuchtend die Kinder freundlich einlud, seine Blüten und Früchte zu pflücken.

Um den Baum herum glänzte alles sehr bunt und herrlich — was es da alles für schöne Sachen gab — ja, wer das zu beschreiben vermöchte! Marie erblickte Kleidchen, mit bunten Bändern zierlich geschmückt, hing an einem Gestell so der kleinen Marie vor den Augen, daß sie es von allen Seiten betrachten konnte und das tat sie denn auch, indem sie die zierlichsten Puppen, allerlei saubere kleine Gerätschaften, und was vor allem schön anzusehen war: ein seidenes



einmal über das andere ausrief: „Ach das schöne, ach das liebe, liebe Kleidchen: und das werde ich ganz gewiß, das werde ich wirklich anziehen dürfen!"

Fritz hatte indessen schon drei- oder viermal um den Tisch galoppierend und trabend den neuen Fuchs versucht, den er in der Tat am Tisch angezäumt gefunden. Wieder absteigend, meinte er: das sei eine wilde Bestie, das täte aber nichts, er wolle ihn schon kriegen, und musterte die neue Schwadron Husaren, die sehr prächtig in Rot und Gold gekleidet waren, lauter silberne Waffen trugen und auf solchen weißglänzenden Pferden ritten, daß man beinahe hätte glauben sollen, auch diese seien von purem Silber.

(Fortsetzung Seite 4)



(3. Fortsetzung)

Nun ist aber an der russischen Grenze etwas zu sehen, das sehr merkwürdig ist, das ist die Art, wie die Weichsel aus Rußland aus und in Deutschland eintritt: sie kommt an dieser Stelle zum ersten Mal in ein ordentliches, in ein „gemachtes" Bett.

Für den aufwärts Fahrenden hört an der Grenze die Kultur auf und mit ihr die ungeheuere Kulturarbeit der Weichselregulierung. Man sieht nicht mehr, woher das Wasser kommt, man sieht nur eine Unmenge von gelben Sandbänken, so viele, daß die Weiterfahrt durch sie anscheinend unmöglich gemacht wird. Diesen gelben Sand habe ich daher als charakteristisch für die russische Weichsel in einem kleinen Gedicht aufgeführt, das von Bord aus einer Person zugesandt wurde, der die Kulturarbeiten der Provinz Westpreußen ganz besonders am Herzen liegen. Die erste Strophe des Gedichtchens lautet:

Von Thorn der alten Veste,
Ging es den Strom hinauf,
Und freundlich nahm die Gäste
Ein flinkes Schifflein auf.
Das trug sie gegen Osten
Bis an den gelben Sand,
Wo auf dem Berg der Posten
Des Russenreiches stand.

Man sagt, daß auch die russische Regierung nicht unbedeutende Summen für die Regulierung der Weichsel auswerfe. Dieses Geld aber erleide das sonderbare Schicksal, daß es entweder in den gelben Sand hineingerät, in dem es natürlich spurlos verschwindet, oder in das Wasser zwischen den Sandbänken fällt, aus dem es auch nicht wieder herauszukriegen ist. In unserm Vaterlande aber ist das Riesenwerk der Weichselstromregulierung nahezu vollendet. Dem eigensinnigen und launischen Strom ist sein Bett angewiesen, das er nicht wieder verlassen darf, und die Straße, auf der er ohne Gefahr für die Ufer, soweit menschliches Vorsehen reicht, fortan sein Wintereis dem Meere zuträgt. Durch diese Arbeiten, die eine Reihe von Jahren in Anspruch nahmen, haben die Ufer zum Teil eine ganz neue, aber, wie zu hoffen ist, bleibende Gestalt gewonnen. Der majestätische Strom aber, der zwischen ihnen seine Wasser hinwälzt, hat zwischen der russischen Grenze und der Abzweigung der Nogat eine sich gleich bleibende Breite von 375 Metern zwischen den Buhnenköpfen.

Wieviel Arbeit von Menschenhänden steckt allein in den zahllosen Buhnenbauten! Wieviel Steine, die alle auch irgendwo von Menschenhand aufgelesen wurden, welche Unmassen von Faschinen sind dazu verwendet worden! Die Faschinen, die zu den Wasserbauten gebraucht werden, bestehen aus Strauch- und Zweigwerk von allerhand Holzarten, Laubholz und Nadelholz, und auch Weidenzweigholz wird dazu verwendet. Dieses hat den besonderen Vorzug, daß es wurzelt und ausschlägt, und dadurch dem Ganzen eine größere Festigkeit verleiht als das tote Holz. Solche mit Weidengebüsch bestandene Buhnen bekamen wir häufig zu sehen. Es waren meist die graue und die mandelblätterige Weide, die zum Buhnenbau wie auch sonst zum Uferschutz benutzt waren. Die auf den Buhnen aufgewachsenen Weiden liefern neues Faschinenmaterial und werden zu diesem Zweck alle drei Jahre geschnitten. Diese Arbeit aber besorgt manchmal im Frühjahr auch das Eis, indem es die ganze Plantage glatt abschneidet wie ein scharfes Messer.

Die Weichselregulierung ist in so weit vollendet, als sie dem Schutze der Ufer und der unweit der Ufer laufenden Schienenwege zu dienen bestimmt ist. Weitere Arbeiten, deren Zweck die Erleichterung und Sicherung der Weichselschiffahrt ist, stehen noch in Aussicht. An dieses große Werk Weichselstromregulierung schließt sich aber das vor nicht langer Zeit vollendete große Werk der Regulierung des Mündungsgebietes der Weichsel an, von dem später die Rede sein wird.

An der Wassergrenze zwischen Deutschland und Rußland mußte auch unser Schifflein umwenden, es hätte sich sonst der Gefahr ausgesetzt, von den Russen beschossen zu werden. Das wollte es nicht, und außerdem auch war es im Programm vorgesehen, daß es uns von der Grenze nach Thorn zurückbrachte.

Während wir aber mit Rußland verhandelten, hatte unser liebenswürdiger und kochkunstkundiger Kapitän auf dem Verdeck eine Frühstückstafel decken lassen und sie mit allerhand guten Sachen besetzt, die uns, als wir von dem hohen Ufer herunterkamen und wieder an Bord gingen, sehr willkommen waren.

Unterwegs auf der Rückfahrt nach Thorn wurde dann noch mancherlei beobachtet. Mehrere Steinfischer begegneten uns mit Booten. Diese Leute betreiben ihr Gewerbe ebenso wie die Steinfischer im Küstengebiet der Ostsee. Mit einer Stange sondieren sie den Grund, und wenn sie auf einen Stein stoßen, ziehen sie ihn mit einer Art von Zange heraus. Das ist in einer Gegend, wo der Wasserbau große Massen von Steinen verbraucht, ein einträgliches Gewerbe, wohl kaum einer aber von denjenigen, die es betreiben, mag daran denken, daß es die viele tausend Jahre zurückliegende Eiszeit ist, die über unser Flachland dieses ziemlich weit, nämlich aus den Gebirgen Skandinaviens herstammende, jetzt so gut verwendbare Baumaterial ausgesät hat.

Auch die Strombauverwaltung betreibt die Steinfischerei, weniger zum Zweck der Steingewinnung, als im Interesse der Schiffahrt zur Beseitigung von Steinriffen, die quer durch das Strombett sich hinziehen. Dazu bedient die Behörde sich sogenannter Steinbagger mit Dampfbetrieb, die auf doppelte Weise arbeiten. Einmal werden die Steine durch große Zangenapparate aufgehoben, dann aber auch vom Stromgrunde aufgelesen durch Menschen. Diese Steinsucher steigen auf den Flußgrund hinab durch eiserne Schächte, aus denen mittels zusammengepreßter Luft das Wasser verdrängt wird. Es ist eine schwere Arbeit, die gute Lungen und ein ganz gesundes Herz erfordert.

Auch einen solchen Steinbagger während der Arbeit bekamen wir unterwegs zu sehen. Was die Steinriffe betrifft, so baut der ungestüme Strom sie bald hier, bald dort auf, wie er auch Sandbänke anlegt jedes Jahr anderswo. Die Stromschiffahrt erfordert daher eine genaue Kenntnis des Strombettes, die alljährlich erneuert werden muß. Man wundert sich darüber, daß der Steuermann bald nach dem einen, bald nach dem anderen Ufer hin das Schifflein lenkt. Aber er weiß wohl was er tut: er kennt seine Weichsel. Zu trauen ist der „wilden Marjell" nie recht, so sehr auch neuerdings durch die Strombauverwaltung erziehlich und mäßigend auf sie eingewirkt wird.

Bei Thorn unweit der Brücke wurde angelegt, und ich begab mich mit einigen von der Schiffsgesellschaft in die Stadt hinein, um noch einen Blick auf den Marktplatz zu werfen. Dieser Blick fiel wieder auf eine prachtvolle Menschengruppe auf den Ruhebänken des Kopernikus-Denkmals. Zum Glück war der Augenblicksphotograph zur Stelle, um sie festzuhalten.

Eine andere Gruppe von Flissen, die beisammen standen, saßen und hockten, fanden wir vor einem Wirtslokal am Brückentor. Die armen Schlucker hatten eben ihren Lohn ausbezahlt erhalten. Einige zählten ihr Geld, ein paar hatten schon Einkäufe gemacht. Einer hatte ein buntes Hemd erworben, das er mit Stolz seinen Landsleuten zeigte. Darüber entspann sich eine lebhafte Unterhaltung und einige schienen den Kauf für nicht ganz vorteilhaft anzusehen, aber der Besitzer des funkelnagelneuen Prachtstükkes lachte sie aus. Sprach doch ohne Zweifel aus ihnen der gelbe Neid.

Von Thorn ging es stromabwärts auf Fordon zu, vorüber bei Alt-Thorn, wo die deutschen Ritter 1231 schon sich festgesetzt hatten. Auch eine Burg hat dort gestanden, die wieder verschwunden ist. An zwei Stellen landeten wir an, nicht weit von Alt-Thorn und bei Wynslowo, wo wir auf der Höhe des Ufers Erdhütten von Buhnenarbeitern fanden, Menschenwohnungen sehr primitiver Art, zum Teil aber doch schon mit verschließbaren Türen versehen.

Sehr anziehend erschien mir die Üppigkeit der Vegetation in den Weidendickichten des hohen Ufers. Es wunderte mich, daß die Weiden um diese Jahreszeit noch blühten. Zwischen ihnen standen Kletten und Disteln von imponierender Höhe, Dekorationspflanzen ersten Ranges, strauchartiger Beifuß, hohe goldgelbe Lysimachia und anderes mehr, alles durchflochten und durchwunden von der schönen großen Zaunwinde und der eigenartigen Dulcamara, dem Bittersüß.

Vor Fordon wurde in der Kajüte zu Mittag gespeist, bald aber war alles wieder oben auf Deck, denn Fordon ist ein Punkt, der in hohem Grade die Aufmerksamkeit des Reisenden in Anspruch nimmt. Dazu war diesmal noch etwas Besonderes zu sehen: Es fand eine Übung von Pionieren statt, die eben dabei waren, eine von ihnen auf Booten über den Strom geschlagene Brücke wieder abzufahren. Um dieses Schauspiel anzusehen, hatte sich vor dem Orte am Ufer eine bunte Menge versammelt.

Fordon ist Bahnstation, es geht von dort aus die Bahn auf der einen Seite nach Bromberg, auf der anderen nach Kulmsee und weiter nach Ostpreußen hinein. Sie überschreitet den Strom auf einer Brücke, die die längste Brücke Deutschlands ist, denn sie hat eine Länge von 1325 Metern. An Länge übertroffen wird sie in Europa nur von vier Brücken, von der Tay-Brücke, der Forth-Brücke und der Moerdyk-Brücke in England und von der Wolga-Brücke bei Sysran in Rußland.

(Fortsetzung fo' t)

„Wir Christen wollen fröhlich sein ...“

Eine Weihnachtserzählung aus der Zeit des Hochmeisters Hermann von Salza

Im Hospital der Schule von Salermo, der berühmten Pflanzstätte aller europäischen medizinischen Fakultäten, ruhte auf einer mit kostbaren Fellen bedeckten Liege der vierte Hochmeister des Deutschen Ritterordens, der greise Hermann von Salza. Er, der von den unendlich vielen Reisen und Kriegsfahrten an der Seite des Hohenstaufenkaisers, Friedrich II., müde und schwer leidend geworden war, hatte diese Stätte aufgesucht, um eine Heilung zu erhoffen.

Es war zur Zeit des Christfestes anno 1238. Der Meister schaute hinaus auf Hafen und Golf dieser altrömischen Kolonie, und seine Gedanken schweiften in das unter seiner Regentschaft stehende ferne Kulmerland. Hier, unter südlichem Himmel, erstrahlte in noch fast sommerlichem Glanze das gesegnete Land, während das Ordensgebiet dort oben bereits in winterlicher Hülle lag. Ja, die Ordensbrüder im Nordosten führten einen schweren Kampf. Alle Härte des deutschen Volksgeistes entfaltet sich dort, wo der Eroberer dem Heiden gegenübertritt mit dem dreifachen Stolze des Christen, des Ritters, des Deutschen. Wie hatte doch der treue Landmeister Hermann Balk berichtet: Die wild feierliche Poesie des hohen Nordens erhöht den romantischen Reiz dieser Kämpfe. Willkommen ist uns der Frost, der die Straße bahnt durch die unwegsamen Wälder, gefürchtet ein weicher Winter.

Aber Hermann Balk ist alt und von den ungeheuren Anstrengungen der langjährigen Preußenkämpfe ebenfalls krank geworden. Schwere Sorgenlast drückt die Schultern des ehrwürdigen Meisters des heiligen Deutschen Hospitals der heiligen Maria.

Während dieser Grübeleien meldet ein dienender Bruder die Ankunft des Landgrafen Konrad von Thüringen. „Seit mir willkommen, lieber Bruder, und verzeiht, wenn ich Euch liegend hier empfange. Aber dem weisen Rat der Ärzte muß ich Folge leisten!“

„Pflegt nur der Ruhe, hochwürdiger Meister! Ich entbiete Euch den Gruß der Ordensbrüder, und wir alle hoffen, daß Ihr bald gesundet und noch lange, lange dem Orden der Allerseligsten Jungfrau erhalten bleibt!“

„Bruder, der Tod ist der Schatten, der uns ständig begleitet!“

„Solchen Gedanken sollte man doch nicht nachgehen, werter Meister!“

„Doch, lieber Bruder! Ich bin alt und siech geworden, Landmeister Hermann Balk mit mir, und da kommt in dieser sorgenvollen Stunde Euer Besuch als ein Geschenk des Himmels. Vielleicht seid Ihr berufen, meine Nachfolgeschaft zu übernehmen!“

„Ich bin noch jung an Jahren, jung im Orden, viellieber Meister ...“

„Und habt doch große Verdienste um den Orden und sein Werk! Ihr gabt ein gutes Beispiel, als Ihr mit vierundzwanzig Eurer Edlen den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz nahmt und gemeinsam mit Eurem erlauchten Bruder Heinrich und Eurem Neffen Hermann reiche Besitzungen unserer Gemeinschaft schenktet, um Hospital und Kapelle der frommen Elisabeth zu Marburg zu erhalten und auszubauen. Noch vor wenigen Jahren hat dort die verewigte Landgräfin ihre Kranken gepflegt und im Winter gewärmt. Ihr, werter Bruder, habt vier Jahre nach dem Tode Eurer unvergeßlichen Schwägerin in Rom ihre Heiligsprechung erreicht!“

„Ja, diesen hohen Ehrentag am ersten Maitage vor drei Jahren werde ich nie vergessen, hochwürdiger Meister! Es war eine weihevolle Stunde, als die zur Heiligen erhobene Landgräfin im Beisein der Erzbischöfe von Mainz und Trier sowie des Bischofs von Hildesheim aus ihrer schlichten Gruft in den kostbaren Sarkophag des Elisabethdomes übergeführt wurde!“

„Und mitten aus seinem tragischen Ringen mit seinem eigenen Sohn König Heinrich und den aufsässigen Mächten im Deutschen Reiche und der Lombardei eilte mein Kaiser in meiner Begleitung herbei und bettete, den gleichen Anspruch des Mainzer Kirchenfürsten zurückweisend, die von seinen eigenen Händen in neue Gewänder gehüllte Tote in den neuen Sarg. Seinen liebsten goldenen Festbecher legte er auf ein Kissen neben das Haupt Elisabeths, nahm seine Krone von der Stirn und legte sie auf das Kissen in den Sarkophag, um die einst von tätiger Liebe erfüllte deutsche Frau noch im Tode mit der höchsten irdischen Ehre zu krönen!“

„Damit hat die kaiserliche Majestät auch zugleich unser Haus geehrt“, entgegnete Konrad, „und unseren Orden“, fiel der Hochmeister ein.

„So können wir nun auch mit voller Genugtuung singen: Wir Christen wollen fröhlich sein, die Heiden sind in großer Pein!“ meinte Konrad.

Aber Hermann erwiderte: „Lieber Bruder, diese etwas übermütige Weise, welche nach dem Siege an der Sirguna erklag, gefällt mir nicht. Heute in der Mitternachtsmette gedenken wir der Geburt des Heilands und Erlösers. Und da Ihr ins Land der Bekehrten und Unbekehrten in Kürze reisen werdet, sollt Ihr die Botschaft und mein Vermächtnis mit auf den Weg nehmen:

Die Heiden zu Christus zu bekehren, ist die Aufgabe unserer Priesterbrüder, und die Mission im Namen des Friedensfürsten soll die Bekehrten zur Freiheit führen! Freiheit, nicht die Knechtschaft, sollen die Heiden finden, wenn sie in der Taufe von der Sklaverei der Sünden erlöst, unter das sanfte Joch Christi sich beugen. Jedoch können die Heiden ohne weltliche Hilfe nicht gewonnen werden, denn sie sind nicht nur ungläubig, sondern auch wild, und ihre Wut gegen alles Christliche fordert die Abwehr des Schwertes!“

„Aber das Schwert ist dem Schwertlosen doch ein gefährlicher Freund, hochwürdiger Meister, und wer es ruft, empfängt es mit Mißtrauen“, entgegnete Konrad.

„Sehr richtig, Bruder Konrad! Wild gegen die Heiden, bleibt es böse gegen die Bekehrten und hängt scharf über denen, die nach ihm gerufen haben! Schon der weise Alkuin hat Karl den Franken davor gewarnt, Bekehrung in Knechtschaft, jungen Glauben durch abschrekkende Forderungen in neuen Unglauben zu verwandeln. Diese Mahnung soll Euch immer Wegweiser sein!“

„Ich werde diese Botschaft meinen Brüdern übermitteln!“

„Wir haben ein unheilvolles Jahr hinter uns, der schwarze Tod hielt reichte Ernte unter der uns anvertrauten Bevölkerung und viele Überlebende fielen vom Christenglauben wieder ab! Aber die Abtrünnigen suchen angstvoll und doch voll heimlicher Sehnsucht die christlichen Stätten wieder auf, wenn sie nicht mehr unter dem Einfluß ihrer Heidenpriester stehen. — Tief beugen sie ihre Knie vor dem geheimnisvollen träumenden Bilde des gekreuzigten Heilands, der gekommen ist, um die Menschen glücklich zu machen, bitten ihn mit bebenden Lippen um Vergebung, wenn sie Böses getan haben, und um Befreiung aus der tiefen Not, die ihre Leiber und Seelen umfangen hält. Und mit freundlichem Zuspruch nähern sich ihnen unsere Priesterbrüder und Siechenpfleger, die die Neubekehrten in dem Grauen der Pest nicht ganz verlassen, führen sie zurück in die Arme des Gottessohnes, der für sie am Kreuze gestorben ist und dessen ganze Liebe den Mühseligen und Beladenen gilt!“

„So soll es sein im Namen der heiligen und unteilbaren Dreieinigkeit, Amen!“ beschloß der Hochmeister den eindrucksvollen Bericht des Landgrafen Konrad.

Da läuteten die Glocken vom nahen Dome Salernos, dieses prachtvollen Bauwerks des Herzogs Robert Guiskard, die heilige Christnacht ein. Konrad verabschiedete sich von seinem Gebietiger und schritt unter dem Eindruck des Erlebten durch das Löwenportal des Gotteshauses, um an der Christmette teilzunehmen.

Nach den Tagen dieses hohen Festes machte sich Konrad mit einer Schar von Reisigen auf den Weg ins Preußenland. Beschwerlich und gefahrvoll war der Zug, und als die Ordensschar am Palmsonntag des Jahres 1239 in der Kulmer Burg anlangte, schloß der Hochmeister Hermann von Salza zum ewigen Schlafe die Augen. Fast zur gleichen Stunde, 15 Tage vorher, war der getreue Landmeister Hermann Balk seinem Ordensherrn vorangegangen.

Wie der Hochmeister vorausgeschaut und gewünscht, wurde Konrad bald darauf vom Generalkapitel zu seinem Nachfolger gewählt. Die Weihnachtsbotschaft seines Vorgängers im Herzen, trat der neue Regent in die Fußtapfen seines großen Vorbildes, bis nach einer kurzen Spanne auch ihm das Hochmeisteramt durch den Tod entglitt.

Hermann Bink



Hermann von Salza, der vierte Hochmeister des Deutschen Ordens (1209—1239).

Weihnachten

Wenn doch das ganze Jahr
Weihnachten wäre,
und die Vorurteile und Leidenschaften,
die unsere bessere Natur entstellen,
nie zwischen Menschen
wach gerufen würden!

CHARLES DICKENS

Die Stadt Tilsit / Ostpreußische Geschichte am Beispiel einer Stadt

(Fortsetzung)

Zur gleichen Zeit, als 1411 Polen dem Deutschen Ritterorden auf dem Thorner Ordensschloß den Frieden diktierte, war jenseits der Oder der Nürnberger Burggraf Friedrich aus dem Hause Hohenzollern Herr der „Streusandbüchse des Hl. Römischen Reiches“ und damit, was selbst der unbedeutende Burggraf nicht ahnen konnte, Begründer der 500jährigen Herrschaft einer nachmals mächtigen Dynastie geworden; die Mark war die Wiege des politischen Preußens.

Mit Billigung der Römischen Majestät „teutscher Nation“ seit 1415 Kurfürst, mußte er sich zeitlebens mit dem ihn ablehnenden märkischen Uradel herumschlagen. Im selben Jahre 1440, als sein Nachfolger Kurfürst Friedrich II, mit der Unterwerfung der seit 1307 bestehenden unbotmäßigen Stadt Berlin an der Spree und der übrigen märkischen Städte begann, unterzeichneten im Ordenslande 50 Ritterschaften und 20 Städte, voran Thorn, Culm, Graudenz, Danzig, Elbing, Braunsberg und die Dreistädtestadt Königsberg, zu Marienwerder ein Schutz- und Trutzbündnis gegen die wachsenden Übergriffe des Ordens und bekräftigten das folgenschwere Geschehen mit „Sibentzig Sigilln“ und Unterschriften. Die stille Aufsässigkeit war im Preußenlande offene Rebellion geworden.

„Wissentlich sey allen Gegenwertigen und Zukünftigen, denen dise Schrifften vorgebracht werden, daß am Tage Reminiscere im viertzigsten Jar Land und Stedete zu Elbing zusammen gewesen sind, und daselbst umb mercklicher nothdürfftiger Sachen Willen eyne Einigung und Verschreibung eyner bey dem andern in seynem Rechte zu bleyben angehaben und verrahmet und am Sonntag Judica hernach zu Marienwerder, dieselbe Vereynigung mit Briffe und Sigilln geendet und vollfüret haben in solcher Weise, als hernach folget.

Im Namen der Hl. und untheilbaren Dreyfaltigkeit, Amen.

Wir Ritter, Knechte und Stedte der Lande, Gebiete, und Stedte in Preussen, unten geschrieben bekennen und zeugen offenbar mit disem gegenwärtigen Briffe für allen di ihn sehen, hören und lesen, dass wir um gemeynes Nutz und Frommen Willens, Gott zu Lob, unserem Herren Hohemeister, seinem Orden und Landen zu Ehren, und uns allen zur Förderung, Besten und Wolfart, mit guter Vorbetrachtung, Wolbedachten reiffen Raht, und mit Eintracht, Wissen, Willen unser aller gemeyner Ritter, Knechte, Bürger und Inwohner eyne freundliche, stete und feste Vereinigung und Zusammensetzung eyner bey des anderen Rechte und rechtfertigen Sachen zu bleiben, untereinander angegange und gemacht haben, angehen und machen, in Krafft dises Briffes, für uns, unsre gemeine Ritter, Knechte, Bürger und Inwohner, die nun auch zukünfftig sind, und für alle dijenigen, di mit in diser Vereinigung seyn wollen, derselben genug thun und gebrauchen. Und geloben die in guten Treuen, sondern Argelist unversehret zu halten und dabey zu bleiben, in allen Punckten und artickeln, als die hienach folgen in Schrifften.

Zum ersten, dass ein jeglicher von uns unten geschriebenen Ritter, Knechten und Stedten, die unter unserm Herren Hohemeister, und seinem Orden thuen alles, daß er ihme von Ehren und Rechtenswegen pflichtig ist zu thun nach Außweisung anser aller Privilegien Freyheiten und Rechte, und deßgleichen dass eyn jeglicher von uns untergeschriebenen Ritter, Knechte und Stedte unter den Ehrwürdigen unsres Herrn Prelaten des Landes gesessen, sol seynem Hertzen thun alles dass er ihme von Ehr und Rechtens wegen pflichtig ist zu thuen, nach Ausweisung eynes jeglichen Privilegien, Freyheit und Rechte.

Und allso hinwiderum begehren wir Ritter, Knechte und Stedte, und dünckt uns müglich und recht seyn, dass unser Herr uns alle und eynen jeglichen besonder lasse bey Rechte, Freyheiten und Briffe, nach dem als wir und unsre Vorfaren damit begabet und befreyet sind, die alten Beschwerungen abthue, und darüber keyne andere in zukommenden Zeiten auff uns lege. Und ob uns jemand darüber drengen, oder mit Gewalt faren wolte, dass unser Herr eyn solches verhenge, sondern uns dafür beschirme, und uns in unseren Rechten beylege, und ob jemand von uns untergeschriebenen Landen und Stedten allen oder eyner besonder, Rittern, Knechten, Bürgern und Inwohnern, wider Recht, Briffen und Freyheit bedrenget oder vergewaltiget, oder ihme seyn Gut genommen werde, der sol sich solcher Gewalth erklagen, ersten an unseren Herren den Hohemeister. Würde der Kleger denn der Gewalt nicht überhaben, das wir zu unserem Herren nicht getrauen, so sol derselbe kommen auff den gelegten Reichstag, der dess Jars umb Ungerecht und Gewalthe willen einsten sol gehalten werden, und sich da erklagen. Würde das Gericht auch allso nicht bestellet, daß man erkenete, dass dem Rechten genug gesche, oder der Reichstag nicht mechte Fortgang haben, und dem Kleger nicht mechte gerichtet werden, gesche dass der Ritterschafft, die sol das von Stund an der ältesten Ritterschafft im Culmischen Lande verkündigen, und ihnen die Sache eygentlich durch Schrifften oder Bothen wissenlassen. Si solen diselben Ritterschafft mit sambt den Stedten Culm und Thorn Macht haben, die Ritterschafft auss den andren Gebiten mit sambt den andren Stedten allen in diser Vereynigung begriffen, auff gelegene Zeyt und stett zu verbotten da auch jeglicher von uns untergeschriebenen Landen und Stedten sol pflichtig seyn hinzukomen, und da die Sache zu verhören. Werden die Sachen dan rechtfertigt erkant, so solen die Ritter, Knecht und Stedte, dess Klegers mächtig seyn, zu Ehren und zu Rechten zu entbieten, und solen sich nach ihrem besten Vermögen darinne bearbeyten, dass er dabey gehalten werde.

In derselbigen Weise ob jemand von uns untergeschriebenen Stedten, Bürgern und Inwohnern wider Recht, Freyheit und Briffe, bedrenget würde, der sol den Stedten Culm und Thorn mit sambt der Ritterschafft des Culmischen Landes Macht haben, die Ritterschafft auss den andren Gebieten, mit sambt den andren Stedten allen, in dieser Vereynigung begriffen, auff gelegene Zeyt und und Stet zu verbotten, und dene Sachen nachzugeben in aller Weyse als hir nechst zuvor von der Ritterschafft stehet aussgedruckt.

Item, widerführe auch jemanden solche Sache oder Gewalt, dass man erkenete, dass man solches Reichstages nicht erbieten mechte, da Gott für sey, oder dass man die Ritterschafft oder die Stedte, dawider Recht drengen, oder jemand seyne Güter mit Gewallt unterhalten wolte, so solen wir getreulich unde feste eyner bey dem andren in seynem Recht bleiben, und der Sache uns alle gleich annehmen, die zum Ende helffen ausstragen, und nach unsrer Macht einer dem andren zum Rechten beylegen, Hilffe und Beystendigkeit thuen, als dass dan nach Gelegenheyt der Sachen, Not und Behuf thuen wird. Und ob jemand von uns untergeschriebenen Landen und Stedten, Ritter, Knechte, Bürger und Inwohner hier enthoben mit Gewalt überfallen und an seynem Leibe beleydiget oder unschuldiglich zum Thode gebracht wirde, das wir doch nicht getrauen, das wir wolen klagen unsrem Herren dem Hohemeister und begeren, dass er eyn solches richte unverzogen.

Mechte dann dass nicht geschen, so geloben wir Mannschafft und Stedte alle unten Berühret in guten Träuen, dass darinnen allso geträulich und mich sollchem Ernste zu beweisen, dass man erfinden sol, dass uns allen eyn solches Leid ist, und wolen dass an ihm dem Vergewaltiger seynen und ihren Beylegern an Leib und Gut nach unsrem hechsten Vermögen nicht lassen ungerochen.

Item, dass eyn jeglicher von uns untergeschriebenen Landen und Stedten sol mit des andren besten ungehen in rechtfertigen Sachen, und ob eyner etwas verneme, oder zuwissen wirde, dass diesem Lande, uns allen, oder eynem besonder mechte schedlich seyn, in welcherley weise, dass were, dass sol eyner dem andren verkündigen, geträulich warnen und wissen lassen, und solche Warnung und Verkündigung sol bey eynem jeglichen in Rahten weise bleyben.

Item, was von den gemeynen Landen und Stedten, auff den Tagfarten mit Eyntracht nach alter Gewonheyt verbleibet und beschlossen wird, dass das selbe von uns untergeschriebenen Landen und Stedten alles allso gehalten werden sole. Im Zeugnüß und wahrhafftgen Bekenntnüß aller vorgeschriebnen Sachen haben wir Hanß von Segenberge und die genanten unter geschriebenen Ritterschaften vol volkomner Macht, Eyntracht, Geheiss und Befelehs, wegen al der unsren, und unsrer gemeynen Ritter und Knecht, die uns aussgesandt haben unsre Sigill hinunten auffgedruckt.

Und Wir Burgermeister und Rahtmanne der Stedte, Thorn, Culmen, Elbing, Brunsberg, Königsperck, Dantzig, Kneiphoff, Graudentz, Strassburg, Neumarck, Löbau, Reden, Neustadt-Thorn, Neustadt-Elbing, Lebenicht, Welau, Altenburg, Heiligen-Buel, Zinten, Landsberg, von volkomner Macht, Eyntracht, Geheiss und Befelchs wegen unsrer Ältesten, Scheppen, Bürger und Inwohner und gantzen Gemeinden unsrer Stedte grösseste Sigille, hiran lassen hangen, und zuforderer Sicherheyt und fester Verwarnung geloben wir Ritter und Knecht, alle vorberüret in volkomner Macht, aller der unsern, vor uns, und vor unsre gantze Gemeine, Ritter und Knecht, die auff dise Zeit sind, und auch zukünfftig seyn werden, und vor alle die jenige, die in dieser Eynigung sind geschlossen, und auch hernachmals herein begeren zu komen, und Wir Burgermeister und Rahtmanne der vorbedachten Stedte geloben in voller Macht vor uns, unsren Scheppen, Bürgern, Inwohnern und gantzen Gemeinden, die nun und auch zukünfftig sind, und für alle die jenigen, so in dieser Vereinigung bgeriffen sind, und hernachmals herein begeren zu komen, alle Stuecke und Artickul, als die hiebevor ausgedrucktsten, im guten rechtfertigen Glauben bey Träuen und bey Ehren sonder Argelist, stete, feste und unverseret zuhalten, und dabey zu bleiben, und demnach gantzer unsrer Macht genug zuthuen in allen zukommenden Zeiten.

Geschen und volendet seyn diese Dinge zu Marienwerder, am Montag nach dem Sontage Judica in den Fasten, im Jar unsres Herren, Viertzehen hundert und viertzig.“

Man ist erstaunt, mit welcher diplomatischen Klugheit dieses schwerwiegende Schriftstück abgefaßt worden ist, die auch einem heutigen Diplomaten zur Ehre gereichen würde. Die geheiligte Person des Hochmeisters wird nicht offen angetastet, wenn solches auch aus den Zeilen spricht, sondern bittere Klage über die Übergriffe seiner Untergebenen geführt und die gemeinsam getroffenen Maßnahmen dadurch entschuldigt. Wirklich, ein Meisterstück mittelalterlicher Diplomatie, wodurch ein sofortiges Einschreiten des Hochmeister von vornherein ausgeschaltet wurde.

Schalauen hat keinen Anteil an den umwälzenden Ereignissen im Ordenslande gehabt. Es fehlten hier deutschbesiedelte Städte, und die altschalauische Bevölkerung, zwar unter dem Ordensregiment seufzend, stand aus begreiflichen Gründen allem gleichgültig oder abwartend gegenüber. Zudem saß auf der Ordensburg Ragnit der strenge Komtur. Tilsit, in späteren Jahrhunderten eine der liberalsten Städte Preußens, war damals noch Grenzburg. Nicht etwa aus jenen Zeiten herrührend aber eine hervortretende Charaktereigenschaft der Nordostpreußen ist, und das ohne Überheblichkeit, die Treue zur Landesherrschaft besonders in Notzeiten gewesen; erinnert sei hier an die Jahre nach dem unglücklichen Kriege 1807. Vielleicht, so könnte man annehmen, ist sie aus der in diesem Grenzlande besonders spürbaren Vermischung Alteingesessener mit Zugewanderten entstanden.

Während überall Mißtrauen und Haß zunahm, ging an der Memel alles seinen altgewohnten Gang. Die „Brüder zur Tils“ beugten in der kleinen Burgkapelle zur Christmette huldigend die Knie vor dem Kinde, dem Allherrscher der Welt, während die „zur Splitter“ und „hinter dem hachelwerk“ Wohnenden nach altem Brauch heimlich die Wintersonnenwende begingen, einen Bock zu Ehren Perkunos schlachteten und in ihren Hütten neues Herdfeuer entfachten.

(Wird fortgesetzt)

BÜCHER
für den Weihnachtstisch

Mit einem Heimatbuch schenkst Du mehr als Unterhaltung und Freude. Es bringt die Heimat ins Haus. Schenke daher vor allem Bücher der Heimat.



Schöne Bildbände der Heimat

Das Samland in 144 Bildern. Hrgg. von Martin Kakies, mit einer Einleitung von Gertr. Papendick.

Masuren in 144 Bildern. Hrgg. von Martin Kakies.

Königsberg in 144 Bildern. Text von Gertrud Papendick.

Das Ermland in 144 Bildern. Hrgg. von Martin Kakies.

Von Memel bis Trakehnen in 144 Bildern. Eingeleitet von Paul Brock.

Westpreußen in 144 Bildern. Hrgg. von Dr. H. B. Meyer.

Danzig in 144 Bildern. Hrgg. von Dr. H. B. Meyer.

Jeder dieser schönen Heimatbildbände enthält 144 zum Teil seltene Aufnahmen auf Kunstdruckpapier. Sie zeigen die Heimat, wie sie einst war und in unserer Erinnerung lebt. Form. 19,5×27 cm. kart. DM **8,50**, Ganzln. DM **10,80**

Martin Kakies, **Das Buch vom Elch.** Ein schönes Geschenk für alle Tier- und Naturfreunde. 63 Seiten Text, 82 Abbildungen. Ln. DM **9,80**

Romane, Erzählungen, Gedichte

Rudolf G. Binding, **Das Heiligtum der Pferde.** Zauber von Pferd und Landschaft in Trakehnen. Mit 69 Bildern. Ln. DM **9,80**

Gerhard Fittkau, **Mein dreiunddreißigstes Jahr.** Bericht über die letzten Kriegsmonate in Ostpreußen. 340 S. Ln. DM **13,50**

Ottfried Graf Finckenstein, **Schwanengesang.** Roman um eine ostpreußische Adelsfamilie. 600 S. Ln. DM **14,80**

Erich Karschies, **Der Fischmeister.** Roman aus Ostpreußen. 288 Seiten. Ln. DM **9,80**

Charlotte Keyser, **Und immer neue Tage.** Roman einer memelländischen Familie. 452 S. Ln. DM **10,80**

Charlotte Keyser, **Schritte über die Schwelle.** Ostpreußischer Familienroman. 480 S. Ln. DM **11,80**

Gerda von Kries, **Die Kronacker.** Westpreußischer Familienroman. 432 S. Ln. DM **8,80**

Gerda von Kries, **Kleewitter Vermächtnis.** Die Schicksale der Kronacker-Enkel. 320 S. Ln. DM **10,80**

Fritz Kudnig, **Das Wunder am Meer.** Die Kurische Nehrung im Gedicht. 48 S. kart. DM **3,20** Ln. DM **4,90**

Fritz Kudnig, **Land der tausend Seen.** Masuren im Gedicht. 48 Seiten. kart. DM **2,80** Ln. DM **4,25**

Jeder Band mit 8 Kunstdrucktafeln ausgestattet.

Siegfried Lenz, **So zärtlich war Suleyken.** Masurische Geschichten. 172 S. mit vielen Zeichnungen. Ln. DM **15,80**

Agnes Miegel, **Truso.** Das neue Werk der großen Dichterin. 248 S. Ln. DM **12,80**

Agnes Miegel, **Die Fahrt der sieben Ordensbrüder.** 80 S. Geb. DM **3,80**

Erminia v. Olfers-Batocki, **Ostpreußische Dorfgeschichten.** Ernste und heitere Erzählungen. 128 S. Hln. DM **3,90**

Walter v. Sanden-Guja, **Das gute Land.** Die Jugend des Dichters auf den elterlichen Gütern Ostpreußens. 208 S. Ln. DM **8,75**

August Schukat, **Oma Seidel,** und andre Jeschichtes op ostpreissisch Platt. 52 S. DM **2,80**

Willian von Simpson, **Die Barrings** (636 S., DM **14,80**), **Der Enkel** (425 S., DM **14,80**), **Das Erbe der Barrings** (640 Seiten, DM **14,80**). Der große ostpreußische Familienroman in drei Bänden.

Richard Skowronnek, **Der Bruchhof.** Roman aus Masuren. 199 Seiten. Ln. DM **3,95**

Richard Skowronnek, **Die Sporckschen Jäger.** Roman aus Ostpreußen. 262 S. Ln. DM **4,50**

Hermann Sudermann, **Heimat im Osten.** Erzählungen aus Ostpreußen. Mit 44 Bildern und 8 Farbtafeln, nach Gemälden ostpreußischer Künstler. 244 S. Ln. DM **9,80**

Hermann Sudermann, **Der Katzensteg,** Roman. 270 S. Ln. DM **5,80**

Hermann Sudermann, **Litauische Geschichten.** Vier Erzählungen aus Ostpreußen. 446 S. Hln. DM **6,80**

Unsere Heimat heute

W. M. Beutel, **Das heutige Ostpreußen.** Ein Bild- und Reisebericht aus jüngster Zeit. 91 Bilder auf Kunstdrucktafeln, 12 S. Text. Geb. DM **5,80**

H. K. Gspann, **Das heutige Danzig.** Ein Bild- und Reisebericht mit 75 Fotos auf Kunstdruckpapier. Geb. DM **5,80**

Kalender und Jahrbücher

Ostpreußenkalender 1960. Abreißkalender mit 24 Fotopostkarten u. Beiträgen ostpr. Autoren. DIN A 5. DM **3,75**

Ostpreußen im Bild 1960. Wandkalender mit 24 Fotopostkarten und ausführl. Beschreibungen. DIN A 5. DM **2,50**

Westpreußen im Bild 1960. Wandkald. wie vor. DM **2,50**

Der redliche Ostpreuße 1960. Ein Buchkalender, das Heimatjahrbuch aller Ostpreußen. Reich bebildert. 128 S. DM **2,50**

Humor der Heimat

Humor aus Ostpreußen. Anekdoten und heitere Geschichten aus d. „Georgine". 128 S. kart. DM **4,25** Ln. DM **5,50**

Hier lacht Ostpreußen. Fortsetzungsband zum „Humor aus Ostpreußen". 68 S. kart. DM **3,25** Ln. DM **4,40**

333 ostpreußische Späßchen. 148 S., illustr. Geb. DM **4,80**

Westpreußische Wippchen. 148 S., illustr. Geb. DM **4,80**

Ostpreußische Weihnachtsbücher

Agnes Miegel, **Mein Weihnachtsbuch.** Erinnerungen, Geschichten und Gedichte sowie ein Weihnachtsspiel. 148 S. Ln. DM **7,50**

Ernst Wiechert, **Am Himmel strahlt ein Stern.** Weihnachtliche Erzählungen, Betrachtungen und Gedichte aus dem Werk des Dichters. 256 S., 30 Bildtafeln. Ln. DM **9,80**

Der authentische Bericht vom Untergang Königsbergs



General Otto Lasch
So fiel Königsberg
Das Buch vom Kampf und Untergang der Hauptstadt Ostpreußens. Ein authentischer Tatsachenbericht. 144 Seiten Text mit 16 Seiten Kunstdruckbildern, 8 Übersichtskarten und einem Anhang. **Ganzln. DM 12,80**

Ostpreußische Meistererzählungen



Zauber der Heimat
Ostpreußische Meistererzählungen. Hrgg. von Martin Borrmann. Mit Nachwort, biograph. Notizen und acht Kunstdrucktafeln. 296 Seiten, Großformat. **Ganzln. DM 13,50**



Von Wilhelm Matull
Ein Buch der Erinnerung an Ostpreußens Hauptstadt von einem der besten Kenner Königsbergs. Mit vielen Zeichnungen. 2. erweiterte Auflage. 208 S. **Hln. DM 7,50**

Drei neue Heimatbücher



Heitere Stremel von Weichsel und Memel
Schmunzelgeschichten aus Ost- und Westpreußen. Hrgg. von Fritz Kudnig. Mit zahlreichen Textillustrationen. Ein fröhliches Stelldichein der namhaftesten Autoren der Heimat der Vergangenheit und Gegenwart. Ein Buch, das nicht nur Freude schenkt, sondern darüber hinaus die Heimat in ihrer ganzen wurzelhaften Ursprünglichkeit erstehen und die Sorgen des Alltags vergessen läßt. 128 Seiten, 3farb. Cellophan-Umschlag. **DM 4,80**

Große Ost- und Westpreußen
Geistestaten - Lebensfahrten - Abenteuer. Hrgg. v. Walter Schlusnus. Mit zahlreichen Textillustrationen. In spannend erzählten Kurzgeschichten wird hier das Leben und Wirken ost- und westpreußischer Entdecker und Erfinder, Forscher und Staatsmänner, Maler und Musiker, Dichter und Philosophen lebendig nahegebracht. — Kurzbiographien ergänzen diese Lebensgeschichten. Ein wertvolles Geschenk für die Jugend. 240 Seiten, Ganzln. **DM 12,80**





Fernes weites Land
Ostpreußische Frauen erzählen. Ein neues ostpreußisches Hausbuch, das den bedeutenden Beitrag der Frauen an der Dichtung Ostpreußens an einer Reihe ausgesuchter Beiträge deutlich machen will. Der Bogen reicht von Johanna Wolff und Agnes Miegel bis zu Tamara Ehlert als einer der jüngsten Dichterinnen. Die Grundmelodie aller dieser Erzählungen gibt das Land der Dünen, Wälder und Seen selbst. 280 S., Großformat, 8 Kunstdrucktafeln, Ganzln. **DM 13,50**

Schallplatten der Freude

Marion Lindt spricht
Glanzstücke aus dem Repertoire der bekannten ostpreußischen Vortragskünstlerin

Dr. Alfred Lau spricht
„Das Flohche" und noch viele andere echt ostpreußische Humorgedichte

Normal-Langspielplatten, 17 cm Durchm., 45 UpM, 7½ Minuten Spieldauer je Plattenseite je **DM 7,50**





Ein wertvolles Geschenk

DOENNIGS KOCHBUCH

Das Kochbuch d. ostpreußischen Hausfrau. Weit über 200 000 Auflage! - Mit rund 1200 Rezepten, reich illustriert. 640 Seiten, Format 14×21 cm.
Leinen DM 19,50
Kunstldr. DM 21,—



Die beliebten Großbildwerke der Heimat



Ostpreußen
Unvergessene Heimat in 116 Bildern, mit ausgew. Textbeiträgen ostpr. Dichter. **Leinen DM 14,80** **Hleder DM 19,50**



Stille Seen — dunkle Wälder
Masuren und Oberland in 48 Bildern, mit ausgesuchten Beiträgen ostpr. Dichter. **Leinen DM 12,50** **Hleder DM 17,—**



Wind, Sand und Meer
Die kurische Nehrung in 52 Bildern, mit Beiträgen ostpr. Dichter. **Leinen DM 12,50** **Hleder DM 17,—**



Königsberg
Ein Buch der Erinnerung, mit 66 Bildern und Textbeiträgen. **Leinen DM 12.80** **Hleder DM 17.50**
m. Stadtplan je DM 2.50 mehr

An alle Freunde des guten Buchs

Um möglichst allen unseren Lesern, vor allem den Rentner unter ihnen, auch die Anschaffung **wertvoller Heimatbücher** zu ermöglichen, liefern wir **ab sofort jedes Buch** ab DM 10,— **gegen bequeme Ratenzahlung** nach Ihren Wünschen.

Einige Vorschläge aus unserem Buchangebot:

- Lasch: *So fiel Königsberg* . . DM 12,80
- *Zauber der Heimat.* Ostpreußische Meistererzählungen . . . . DM 13,50
- Schlusnus: Große Ost- u. Westpreußen . . . . . . DM 12,80
- *Doennigs Kochbuch,* Leinen . DM 19,50 Kunstleder . . . . DM 21,—

Verwenden Sie bitte **nur** den nebenstehenden Bestellschein.

Hier abtrennen

Bestellschein

An den

Heimatbuchdienst Joh. Guttenberger, Braunschweig
Donnerburgweg 50

Ich möchte von Ihrem Teilzahlungsangebot Gebrauch machen.

Senden Sie mir bitte umgehend / zum ________ (Nichtzutreffendes streichen):

______ Expl. __________________________ DM ________
______ Expl. __________________________ DM ________
______ Expl. __________________________ DM ________

Den Betrag möchte ich in ______ Monatsraten bezahlen. Die erste Rate in Höhe von DM ________ soll durch Nachnahme eingezogen werden. Die restlichen Raten überweise ich pünktlich am Fälligkeitstage mittels der mir zu übersendenden Zahlkarten. **Diskrete Behandlung wird zugesichert.**

________________ (Datum) ________________ (eigenhändige Unterschrift)

Name: ________________

Wohnort: ________________

Straße: ________________

Bitte, stecken Sie diesen Bestellschein in einen Umschlag und senden Sie ihn als Drucksache (7 Pfg.) an die obige Anschrift Ihres Heimatbuchdienstes.

Königsberger  Neue Zeitung

EINZIGE HEIMATZEITUNG ALLER KÖNIGSBERGER

Nummer 12 | Ausgabe B der Ostpreußen-Warte | Dezember 1959

„Fröhliche Weihnacht überall . . ."

Seit jeher hat sich die christliche Welt des Weihnachtsfestes mit besonderer Liebe angenommen und es, je nach Volkstum, auf seine Art gestaltet.

Die Entstehung dieses schönsten aller Feste reicht weit zurück. Allerdings haben die ersten Christengemeinden Kleinasiens die Geburt ihres Religionsbegründers noch nicht gefeiert, da sie solches als heidnische Sitte empfanden. Desto mehr aber hat man sich einige Jahrhunderte lang mit Eifer und Spitzfindigkeit zerstritten, ob das Geburtsdatum der 28. März, 2. April, 19./20. April, 20./21. Mai oder der 8. oder 18. November gewesen ist. Nur darin waren sich alle einig, daß Jesus zur Nacht geboren ward.

In den Anfängen des Christentums wurde nur das Passahfest um die heutige Osterzeit in christlicher Abwandlung zum Gedenken an Leiden, Tod und Auferstehung gefeiert.

Als sich inzwischen aus Einzelgemeinden die Kirche gebildet hatte, feierte sie im 3. Jahrhundert das Epiphanienfest am 6. Januar als Geburts- und Tauffest Christi. Um das Jahr 350 wurden bereits prunkvolle und umständliche Geburtsfeiern in Bethlehem begangen. Im Abendlande finden wir das Epiphanienfest, das durch christliche Seefahrer und Kaufleute herübergekommen war, Ende des 4. Jahrhunderts. Da die Wintersonnenwende damals in die Zeit vom 20. bis 27. Dezember fiel, der Erlöser aber auch neues Licht und Freude der Welt gebracht hat, verlegte man im Abendland das Geburtsfest vom 6. Januar zurück auf den 25. Dezember. Und so feiert die abendländische Christenheit den 25. Dezember seit mehr als 1500 Jahren, während die griechisch-orthodoxe Kirche fest am 6. Januar hält.

Zur Zeit Karls des Großen wurde der Dezember des festlichen Ereignisses wegen der „Hailagmanoth" genannt. Zweihundert Jahre später spricht man schon von der „Weihenacht"

Die Deutschordensritter, die im Gelobten Lande die Geburtsfeste erlebt hatten, begingen die „Christnacht" sehr eindrucksvoll, besonders auf der Marienburg, deren Schutzpatronin die Gottesmutter war. Durch die „Goldene Pforte" der Schloßkirche schritten in der Nacht zum 25. Dezember Hochmeister und Ritter feierlich zur Mitternachtsmette und feierten mit liturgischen Gesängen die Geburt des Kindes.

In deutschen Landen stellte man zum Tag des Hl. Christ blühende Zweige auf, die am St. Barbaratage geschnitten waren: die Vorläufer des Weihnachtsbaumes. Bald wurde es allgemein, sich gegenseitig zu diesem Freudentage zu beschenken, und um 1500 drohten wohl gar die Eltern den Kindern, „daß der Hl. Christ nichts bescheren werde, so sie nicht frumb seind und nicht mit fleiß leren ihr gebeth". Kurfürst August von Sachsen kaufte 1572 zu Weihnachtsgeschenken für seine Kinder eine Unmenge Spielzeug auf der Leipziger Messe ein, darunter u. a. „ein Jagd aus 75 Stück, Docken (Puppen) mitsamt Stuben und Küchen und allem Geräte, worinnen selbst rotsammtene Nachtkissen mit goldenen und silbernen Posamenten als auch Schreibzeug nicht fehlten".

Bereits im 14. Jahrhundert entstanden die ersten kirchlichen Weihnachtslieder.

Der himmelskönig ist geborn von einer mait,
als uns der prophete hat für warheit sait,
so sei gelobet werder Christ,
daz du uns geboren bist,
und du durch unser not
bist gestorben tot.

Der „Heilige Abend", heute Höhepunkt des Weihnachtsfestes, kam erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts auf. Bis zum 1. Weltkrieg gab es bei uns in Deutschland auch noch drei Weihnachtsfeiertage; erst nach 1918 beschränkte man sich auf zwei. Früher ging man in die Mitternachtsmette und bescherte dann zu Hause in der Morgenfrühe des ersten Weihnachtstages. Dieser alte Brauch wird übrigens noch heute im sächsischen Erzgebirge sehr gepflegt.

Im Mittelalter waren Bestandteil der Christmette die Krippenspiele, auch „Kindleinwiegen" genannt. Hans Sachs selbst schrieb hierzu 1557 das fromme Spiel „entpfengnuß und gepurt Johannis und Christ". In Wechselgesängen oder -gesprächen wurde dabei die Geburtsgeschichte von Maria und Josef, den Hirten und den Weisen aus dem Morgenland erzählt.

O süsseste Lieb, oder wunderbarer Trieb,
Jesus liegt in einem Krippelein
bei Ochs und Eselein.
Es ist von hoher Art
hie Gott und Mensch gepaart,
ihr Hirten, laßt uns preisen!
Er wälzet sich in Heu und Stroh,
damit läßt er sich zieren.
Auf singet mit der Engelschar:
Gloria in excelsis. (um 1500)

Zum ersten Male wird 1640 von einem geputzten Tannenbaum gesprochen. Dieser schöne Brauch scheint aus dem Elsas zu kommen:

„Auff Weihnachten richtet man Dannbäume zu Strasburg in den Stuben auff, daran man hencket Rossen aus vilfarbnem Papier geschnitten, auch Äpfel, Oblaten, Zischgolt und maniges Zuckerwerk." — Ende des 18. Jahrhunderts schreibt die Appellationsgerichtsrätin Körner (Theodor Körners Mutter), daß an der Weihnachtsfeier im Hause ihres Vaters, des Kupferstechers Stock zu Leipzig auch Goethe teilgenommen hat, und daß sogar für das Hündlein des Hausherrn ein Bäumlein geputzt worden ist.

Der Weihnachtsbaum war bald auch in Norddeutschland heimisch. 1796 versammelt sich im Wandsbeker Schloß eine erlesene literarische Gesellschaft unter der Lichtertanne, zu der auch Friedrich Perthes und Karoline Claudius gehören.

Mitunter stellte man grünangestrichene hölzerne Pyramiden mit Kerzen besteckt auf den Tisch. Auch diese „Weihnachtspyramiden" findet man neben dem „Weihnachtsberg" noch heute im Erzgebirge. Schiller, der mit Braut und Schwägerin eine Weihnachtseinladung nach Weimar erhalten hatte, schreibt zuvor an die Gastgeber: „Ihr werdet mir hoffentlich einen grünen Baum im Zimmer aufrichten, weil ich Euretwegen um den Griesbachschen komme."

1805 besang Friedrich Hebbel den Weihnachtsbaum in seinem Gedicht „Die Mutter am Christbaum", und etwa um dieselbe Zeit ist das innige Weihnachtslied „Am Weihnachtsbaum, die Lichter brennen" des Dichters Max von Schenkendorf, geboren am 11. 12. 1783 in Tilsit, entstanden.

Auf dem berühmten Dresdener Weihnachtsmarkt wurden 1807 die ersten Weihnachtsbäumchen verkauft. In Danzig, das erst 1814 wieder preußisch geworden war, erstrahlte 1815 der erste Weihnachtsbaum. Preußische Beamte hatten ihn aus Berlin mitgebracht, wo man ihn gekannt hat. Einige Jahre später sang man in Danzig das schöne Weihnachtslied „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit", das der 1768 auf der Danziger Lastadie geborene Daniel Falk gedichtet hatte. Ungefähr um 1825 hatte sich der Weihnachtsbaum auch in Ostpreußen allmählich eingebürgert.

Immer war es Brauch, nicht nur mit bestimmten Festgerichten Weihnachten zu feiern, sondern auch besonderes Festgebäck dazu herzustellen. So hat es schon auf der hochmeisterlichen Tafel zu Marienburg zum Hl. Christ allerhand süßes Backwerk gegeben, auch Marzipan war schon bekannt, um das sich eine fromme Legende rankt (marci panis = Brot des hl. Markus).

Bei uns zu Haus durften auf keinem „Bunten Teller" Marzipan und die „Echten Thorner" fehlen, die unter dem Namen „Katharinchen" beliebten, würzigdurftenden Pfefferkuchen. Von diesen berichtet eine alte Chronik, daß einst im Zisterzienserinenkloster zu Thorn die fromme Nonne Katharina lebte, die nach selbsterdachtem Rezept aus Mehl, Honig und morgenländischen Gewürzen am 25. November 1312 leckere braune Küchlein von länglicher Form buk. Diese verteilte die dann zum Namenstage ihrer Schutzpatronin freigiebig unter das Volk, das hocherfreut die Pfefferküchlein zu Ehren sowohl der Heiligen als auch der Verfertigerin „Katharinchen" nannte. Fortan wurden an jedem 25. November in ganz Thorn „Katharinchen" gebacken, womit man sich dann am Christtag beschenkte.

Aus der Hausbäckerei war um 1500 bereits die wohlangesehene Thorner Pfefferküchlerzunft entstanden, die sogar im Rat der Stadt Sitz und Stimme hatte. In Danzig, Posen und Gnesen, in Königsberg und Elbing sind schon damals „Katharinchen" ein begehrter Handelsartikel gewesen, waren sie doch am St. Katharinentag „Hauptverzehr des gemeinen Volks". Man fand sie auch auf den Kaufmessen zu Warschau und Krakau, Riga, Kiew und Nowgorod, und sie fehlten auch nicht auf fürstlichen Tafeln ihres Wohlgeschmacks wegen.

Um 1640, in Deutschland wütete noch der Dreißigjährige Krieg, wird in der Thorner Stadtchronik erstmalig der Pfefferküchler Weese erwähnt. Er ist der Stammherr jener altbekannten Firma Gustav Weese zu Thorn geworden, deren Pfefferkuchenerzeugnisse nicht nur auf dem ganzen Kontinent verkauft, sondern auch über die Meere bis nach Amerika und Japan vor dem Kriege verschickt wurden. Nach der Vertreibung hat die Firma Weese eine neue Heimstatt in Itzehoe gefunden und bäckt wieder nach altüberliefertem Rezept die „Echten Thorner" in altbekannter Güte.

Daß die „Thorner" einst den Königsberger „Pfefferkuchenkrieg" entfacht haben, dürfte wohl weniger bekannt sein. Die Thorner Pfefferküchler durften nämlich gemäß landesherrlichem „Priviligium" ab 1557 „unbeschadet" den Königsberger Johannimarkt beschicken. Aus Konkurrenzneid und Lokalpatriotismus ergrimmten darob die Königsberger Berufskollegen sehr und wandten alle erdenklichen Mittel an, den Thornern ihren Jahrmarkt zu verwehren. Bald gaben sie fälschlich ihre eigenen Erzeugnisse als „Thorner" aus, wofür sie in Strafe genommen wurden und dafür ihrerseits als Entgelt die ungebetenen Gäste verprügelten; bald schwärzten sie die Thorner Bäcker an, so daß die hl. Hermandad deren Pfefferkuchen konfiszieren und unter die Königsberger Armenhäusler verteilen ließ.

So wogte der „Kampf" Jahr für Jahr mit wechselndem „Kriegsglück" hin und her, und lachender Dritter war das Kaufpublikum. Als die Thorner ab 1757 nun sogar auf dem Königsberger Weihnachtsmarkt verkaufen durften, da wurde die Wut der Königsberger zur Weißglut. Nun aber griff der hochwohllöbliche Magistrat selbst ein und befahl beiden Parteien, „ansehnliche Propotionen" ihrer Pfefferkuchen auf das Rathaus zu liefern, „allwo es gekostet und geprüfet werden solle".

Jetzt konnten die Königsberger Pfefferküchler nichts mehr machen, und der zweihundert Jahre dauernde „unblutige" Krieg wegen der „Echten Thorner" war endlich beendet.

Dies alles geht uns durch die Erinnerung, wenn in diesen Wochen, wie in jedem Jahr, wieder die Weihnachtsbäume in die Städte kommen, Verheißung allen Kindern, den Erwachsenen aber ein glückliches Gedenken an ihre eigene Kinderzeit. Von weither kommen die Weihnachtsbäume, aus Gegenden, wo noch große Tannenwälder sind. Wie glücklich dürfen wir da unsere eigene Kindheit preisen, da wir den tiefverschneiten Weihnachtswald noch direkt vor der Tür hatten, aus dem dann eines der Bäumchen seinen Weg in unsere Stube nahm und im festlichen Lichterglanz erstrahlte, um stets von neuem von dem Wunder der Christgeburt zu künden, daß die Heilsbotschaft „Friede auf Erden" unter den Menschen bleibe.

ha.

Aus dem Schreinaltar der Drei-Königs-Kirche in Elbing von Meister Schofstain (um 1520)

Schlaf sanft

Schlaf sanft, schlaf wohl, du liebes Kind,
dieweil die Engel bei dir sind;
die hüten dich in deiner Ruh',
schlaf sanft und tu' die Äuglein zu!

Ach Josef, Josef, komm herein,
ach, hilf mir wiegen mein Kindelein,
hilf mir wieder die ganze Nacht,
bis daß der helle Tag erwacht.

Maria, lieb' Maria mein,
ich helf dir wiegen das Kindelein,
ich helf dir wiegen die ganze Nacht,
bis daß der helle Tag erwacht.

Schlaf sanft, schlaf wohl, du liebes Kind,
dieweil die Engel bei dir sind;
die hüten dich in deiner Ruh',
schlaf sanft und tu' die Äuglein zu!

AUS DEM TREUBURGER ADVENTSSPIEL

Weihnachtsreise ins altpreußische Land

Eine Kindheitserinnerung von Bogumil Goltz

Da es in meiner Erinnerung Winter ist, so kommen mir Bilder von einer Winterreise, die ich vielleicht in meinem sechsten oder siebenten Jahre mit meinen Eltern zu den Großeltern mütterlicher Seite nach Altpreußen gemacht. Es waren wohlstehende, aber schlichte Bürgersleute, die ihre alten Tage mit einer unverheiratet gebliebenen Tochter in einem Landstädtchen verlebten.

Man muß so ein ostpreußisches Städtchen im Winter gesehen haben und an einem trüben Abende, nach weiter Reise durch eingeschneite Felder, Wälder und über gefrorene Seen; man muß da in eine Herberge hineingefahren und über Nacht geblieben sein, um in der Seele zu begreifen, was es mit dem nordischen Kleinbürgerleben und mit der winterlichen Symbolik bereits in Ostpreußen so gut wie in Grönland zu bedeuten hat.

Von den Zurüstungen der Reise hab' ich nichts weiter behalten, als daß ich in ein altes Umschlagetuch der Mutter vom Kopf bis zu den Beinen und bis zum Ersticken festgewikkelt worden bin.

Um mich her in der Stube stehen Kisten und Kasten; da nimmt mich eine polnische Magd in die Arme, um mich in den Schlitten zu tragen. Jählings abgerufen, wirft sie mich aber mitsamt meiner Emballage wieder zu dem übrigen Gepäck, so daß ich umfalle und mir bei der Arbeit des Aufrichtens das über den Kopf gezogene dicke Tuch auch über das Gesicht herabschlägt. Da mir nun beide Arme wie einem Wickelkinde beschnürt sind, so daß ich mir schlechterdings nicht helfen und nicht mal ein heiles Geschrei ausstoßen kann, so ist es mir fast Matthäi am letzten. als meine liebe Mama erscheint und mich befreit.

Unterwegs finde ich mich im Rücken der Eltern, unter einem fabelhaften Verdeck und zwar mehr liegend als sitzend verpackt. Die liebe Mutter sagt dann von Zeit zu Zeit zum Vater: „Wenn der arme Junge nur gut Luft holen kann", und dann fragt sie mich laut und ängstlich: „Jungchen, lebst du auch noch, mein Kind?" — „Ja, liebe Mutter." — „Friert dich auch nicht?" — „I nein, nur ein bißchen." — „Na, wickle dich nur recht fest ein und rühr' dich nicht viel, mein Kind."

Dann sagt wieder der Vater: „Na, na, ängstige dich nur nicht, liebe Frau, der ist ein knorriger Bengel und ein Unkraut obendrein; so eins verdirbt so bald nicht; wenn dir das Maul zugefroren ist, Junge, dann meld' es der Mama."

Dann wieder fahren wir bei einbrechendem Abende über einen großen gefrorenen See. Der Kutscher und der Vater gehen neben dem Schlitten her, und mich hat die Mama von hinten fort und auf den Schoß hervorgeholt, um mich, falls der Schlitten einbrechen möchte, gleich weit aufs feste Eis zu werfen; so denk' ich es mir jetzt, und so hab' ich's wohl damals gefühlt.

Es geht alles ganz glücklich bis zum Ufer; da ist das Eis mürber, die Pferde brechen ein, der Schlitten sinkt einen Augenblick ins Wasser, aber wir kommen doch mit vielen Geschrei und Antreiben aufs Land und gleich darauf in einen Krug. Die Mama und ich selbst, wir sind trocken; der Kutscher aber und der arme alte Papa sind pfützennaß und die liebe Mama so erschrocken, daß sie dem Vater mit Tränen um den Hals fällt, der sie lachend beruhigt und mit lauter Stimme eine ganze Kasserole voll Warmbier kommandiert.

Dann muß der Wirt dem Vater die nassen Stiefel abziehen, und da dies nicht auf die gewöhnliche Weise gehen will, so hat der Mann sich mit dem Gesicht vom Vater abgekehrt und dieser ihm einen Fuß gegen den Rücken festgestemmt, der Wirt aber den einen Stiefel fest in den Händen gehalten, bis er ihn richtig mit Gelächter herunterkriegt.

Am anderen Tage fahren wir bei ganz gelindem Wetter und indem der Schnee wie in ganzem Lämmervliesen herunterflockt, durch einen unermeßlichen Föhrenwald, der in Ostpreußen eine Heide genannt ist. Ich sitze, da weiter keine Gefahr mit Erfrieren vorhanden, ganz wohlgemut und munter zwischen den lieben Eltern.

Zwischen den Schneemassen blickt überall das herzerfrischende Weihnachtsgrün der Kiefern und Fichten hervor, die wie große heilige Christbäume zu Hauf stehen.

Ich empfinde und denke nichts weiter als die gleichmäßige stille und schnelle Bewegung des Schlittens; mir ist so reinlich, so säuberlich und dann wieder so mystisch, so verwandlungsvoll, so feierlich und weihnachtlich bis in die innerste Seele hinein, daß ich lauter Weihnachtsstimmung, also gar nicht bei ordinären Menschenverstande bin. Mir ist vielmehr märchenhaft, wie wenn die ganze Welt zu lauter Schnee und Weihnachten werden will; als wenn ich selbst ein warmes und lebhaftiges Schneewetter und Weihnachtswunder bin, in dessen heilige Stille das Schlittengeläute feierlich und wundersam hineintönt wie die Glocken des heiligen Christes, der die großen Menschenkinder im eingeschneiten Walddome zur Weihnachtsbescherung ruft. Damit sie nun nichts anderes hören, sehen und empfinden, so wird mit der jungfräulichen Unschuld der Mutter Maria und des Christkindes die schwarze, harte Menschensünde so zugedeckt, verwandelt, gereinigt und verträumt, wie der schwarze, hartgefrorene, von jedem Tritt widerhallende Erdboden weich und weiß mit Schnee überdeckt wird.

Und in solcher dicken Weihnachtsstimmung kommen wir zu den Städtchen der Großeltern und durch das betürmte, in Ritterzeiten gebaute Tor.

Aber wenn das auch nicht gewesen wäre, so mußten wir doch alle von mancherlei Gefühlen bestürmt sein. Meiner Mutter Heimat und ihre Geburtsstätte umfingen uns hier. Der Vater hatte hier um seine Lebensgefährtin gefreit; er hatte in diesem Städtchen viele Jahre in Garnison gestanden und hier seine Jugendzeit verlebt; ich selbst aber fuhr zum erstenmal mit vollem Bewußtsein in die Stadt.

Wir schwiegen also alle mitsammen stille, aber die Eltern hielten sich bei den Händen, die Mutter brachte das Taschentuch an die Augen, und ich hatte nicht Augen und Sinne genug, um das zu bewältigen, was jeden Augenblick an Wundern zum Vorschein kommen oder vielmehr auf uns losstürmen mußte. So stand's mit uns.

Mein Vater suchte wohl seine Rührung hinter den Versen eines alten Soldatenliedes zu verbergen, von denen ich nur zwei Strophen behalten habe, die er allemal rezitiert hat, wenn ihm so recht behaglich oder wundersam zu Mute war. Mit tremulierender Stimme und halblaut sang der alte Herr vor sich hin:

„O wunderbares Glück,
kehr' noch einmal zurück!"

Aber ich habe die Ankunft und den Empfang im großelterlichen Hause vergessen. Ich war zu schläfrig, oder von der Ofenwärme, wie von den großelterlichen Liebkosungen zu benommen, um heute noch was Rechtes davon zu wissen.

Man hatte mich in ein Oberstübchen zu Bette gebracht, und es geschah zum erstenmal, daß ich unter dem frommen Gesange des Nachtwächters entschlief, dessen zehnmaliges Pfeifen mir noch viel mehr zu schaffen gemacht hätte, wenn ich nicht so todmüde gewesen wäre.

Am anderen Morgen aber weckte mich die Reveille des Trompeters auf, den ich schon im Traume gehört. Es waren mir entzückende und unbegreifliche Töne, wie eines ungeheuern messingenen Hahns, und als sie unter dem Fenster erschallten, war es mir durchaus so, als kämen sie geradewegs zur Stube herein und als schmetterten und krähten sie mir das Weihnachtswunder in den Kopf.

Nachdem es wieder still geworden war, fühlte ich mich einen Augenblick wie berauscht und verwirrt.

Als ich mich aber ein wenig in meinen Bewußthaftigkeiten examiniert und zur süßen Gewohnheit des Daseins orientiert hatte, brachte ich zu meiner dreifachen Wonne ordentlich heraus: daß heute der erste heilige Christfeiertag, daß ich bei den Großeltern einlogiert und in einer wirklichen Stadt angelangt sei.

Als ich nun so mit urdeutscher Gründlichkeit inne geworden war, wo ich denn eigentlich befindlich und was mir alles in die nächste Aussicht gestellt sei, da zappelte mir mein armes Herzlein wie ein Lämmerschwänzlein in der Brust.

Die obwaltenden Finsternisse disharmonierten allzu dusterlich mit den hellen Lichtern in meiner Weihnacht feiernden Seele. Ich mußte notwendig auch von draußen Licht haben, um die altpreußische Wunderstadt oder doch die großelterliche Schlafgelegenheit zu besehen. Ich mußte mit der goldenen, herzigen Mama vom Trompeter plaudern und in der Geschwindigkeit so ein paar Dutzend Fragezeichen und Wunder vom Herzen loskriegen, bevor vielleicht der Papa und die halbe Welt dazwischen kam; denn lange ließ mich mein Erzeuger mit der allzu gütigen und zärtlichen Mama nie allein. Und doch wollte ich die liebe, gewiß auch müde gemachte Mutter nicht aus ihrem süßen Schlummer aufstören, darum hüstelte und rabastelte ich nur ein ganz klein wenig in meinem weichen Lagerchen, bis denn doch die wankelmütigen Bettpfosten so laut ächzten und meine redelüsternen Lippen so vernehmlich wisperten, daß die liebe Mama mit ihrer so sanften, zum Herzen schleichenden Stimme respondierte: „Na, mein Jungchen, du kannst wohl schon vor Freuden nicht länger schlafen."

Die Großeltern hielten einen Gewürz- und Kramladen von den Trümmern eines bedeutenden Geschäfts, das von Hause aus in Königsberg betrieben worden war. Aus jener goldenen oder silbernen Zeit hingegen da noch im Laden einige Raritäten: eine Kokosnuß, ein Straußenei, vor allen Dingen aber ein Seeschiff und, was mir für das fabelhafteste galt, ein Krokodli. Die Mutter hatte an langen Herbstabenden von diesen Wundern in ihrer Eltern Laden mit derselben Miene wie von Märchenabenteuern erzählt, und jetzt stand ich auf einmal mitten unter diesen Herrlichkeiten, das heißt mitten im Kram. Denn als wir zum Frühstück die Treppe herabkamen, wurden eben aus dem verschlossen gehaltenen Laden Rosinen und Mandeln und was sonst noch geholt. Sodann sah ich mit stieren Augen und mit allen meinen Sinnen in Wirklichkeit, was bis dahin nur in der Einbildungskraft gelebt.

Die Mutter wie der Ladenbursche vergnügten sich wohl an meiner Verwunderung und beleuchteten zunächst auf mein leises Befragen das vielbesprochene Krokodil. Es hing schauerlich-schön überfirnißt und bestäubt von der Decke herab. Der halbgeöffnete Rachen zeigte die furchtbaren Zähne, und so fehlte es mir keineswegs an dem heiligen Respekt, mit welchem man die Altertümer und Ungeheuer in Augenschein nehmen soll. Es waren, genau gezählt, nur die vier Raritäten; meine Sinne aber waren so berauscht und Wunder gebärend, daß ich in allen Schiebladen nichts als Krokodileier, Straußeneier, Kokosnüsse und kleine Seeschiffe sah.

Aus dem Wunderladen ging es nun zu den Großeltern in die große Putzstube mit einem kolossalen Fenster auf das Gehöfte hinaus.

Auf dem großen Eichentische mit gewundenen Füßen stand nicht nur Kuchen und Kaffee bereit, sondern in einer blaugemusterten hohen Porzellankanne duftete eine Schokolade, von der die Mama noch aus dem Vaterhause her eine große Liebhaberin war. Mein Sinn und Geschmack aber schwamm in lauter Weihnachten und blieb demnach auf die Türe des letzten Hinterstübchens gerichtet, wo die liebe Großmama unter dem Beistande der alten Landjungfer mit Beschickung des heiligen Christes beschäftigt war.

Weihnachten hatte damals für alle Christenmenschen, gläubige wie ungläubige, in der Seele denselben Klang und Sang, denselben Schimmer und heiligen Schein. Kinderweihnachten zu beschreiben ist so überflüssig, wie wenn einer seine Seele und sein Christentum oder sein Eingeweide wie einen Handschuh herauswenden wollte. Ich mag also nur sagen. was eben die altpreußische Weihnacht Absonderliches mit sich geführt hat, und das war hauptsächlich ein Tannenbaum mitten aus der Heide, in eine große Bütte mit nassem Sande gepflanzt, so daß der goldene Apfel auf der Spitze beinahe die Zimmerdecke anstieß. Dann ein neuer Zinnteller, so gleißend wie eitel Silber auf dem die Thorner Pfefferkuchen, die Marzipanstücke, die Nüsse, die Rosinen und Mandeln und die roten Stettiner Äpfel lagen. und endlich eine Schachtel mit gedrechselten „Heiligenbeiler Spielsachen" von Wacholder, welches ein Geäder wie Zedernholz hat und dessen starker und ganz eigentümlicher Geruch mich heute noch, wo ich auf ihn treffe, ganz tiefsinnig und schwermütig macht.

Während nun Eltern und Großeltern zu ihrem Herrn und Heiland in der Kirche beteten und Buße taten, habe ich traum- und glückselig mit meiner Christbescherung gespielt. Und so geschah und geschieht es von Schrift wegen; denn der Heiland ist der älteste und echteste Kinderfreund, und da die Kinder nach seinem Ausspruche vom Christentume lebendig beseelt sind, so soll ihnen der Ernst und die Arbeit des Christentums noch ein Spiel und eine Glückseligkeit, ein Weihnachtshimmel auf dieser Erde sein.

* * * * * * * * * * * * * * *

Tamara Ehlert

Litauische Winternacht

Frost zernagt das kleine Haus,
kneift in seine Schindelohren,
beißt ins krumme Dach.
Nur ein Alter ist noch wach,
sieht den Steinbock hoch am Himmel springen,
Steinbock wetzt voll Übermut die Hörner,
sucht sich blanke Sterngetreidekörner,
hat im Eifer einen linken Huf verloren,
springt ihm nach.
In der Zweisamkeit von Himmelslicht und Nacht
fängt der Alte an zu singen,
seine Stimme scheppert rostig,
alle Sterne klirren frostig,
und der Hund am Ofen lacht.
Greift der Alte zum Meschkinnisglas,
singt und trinkt,
von der Weite um sein Haus umringt,
sieht die nackten Sträucher sich verneigen —
das entzückt ihn tief.
Leere mondgekalkte Felder tanzen Reigen,
horizontentrückte Wälder stehen schief,
und der schwarze Pumpenschwengel winkt.

* * * * * * * * * * * * * * *

Seine Weihnacht / Von Fritz Kudnig

Es ist seltsam, wie tief sich auch manche an sich recht unwichtigen Erlebnisse in unserm Unterbewußtsein verankern, um dann eines Tages wie ein scharfumrissenes Lichtbild blitzhaft vor unsern Augen wieder aufzutauchen, so daß man sich plötzlich fragt: Wenn selbst solche kleinen Erlebnisse anscheinend unauslöschbar sind, wie müssen dann erst die großen in unserer Seele aufbewahrt werden — und nicht zuletzt wohl auch alle unsere bewußt begangenen Vergehen gegen unsere Mitmenschen. Ist es da so abwegig, zu glauben, daß wir das Wesentliche unseres Lebens und Erlebens auch über den Tod hinaus in die andere Welt hinübernehmen — als quälende Seelenlast oder als lichte Erinnerung — und daß wir die Quintessenz von alledem auch wieder in unser nächstes Erdenleben mitnehmen, wie religiöse Lehren des Ostens behaupten?

Doch ich will nun von dem wahrhaftig nicht sehr erregenden, menschlich mich damals aber sehr anrührenden Erlebnis sprechen, das in diesen weihnachtlichen Tagen plötzlich so bildhaft klar aus dem Brunnen des Unbewußten in mir aufstieg, obwohl es inzwischen fast vier Jahrzehnte völlig begraben darin lag: Es war am Tage nach dem Christfest, zu einer Zeit, wo das Automobil noch eine seltene Erscheinung in unseren Straßen war. Ich erwartete jemand auf einem Droschkenhalteplatz. Ja, so etwas gab es damals noch. Heute sind die Pferde in den Straßen so selten, wie es damals die Autos waren, für die es in kleineren Städten überhaupt noch keine Parkplätze gab. Wer kann sich das heute auch nur vorstellen?

In langer Reihe standen an jenem Tage nach dem Christfest die abgemagerten Gäule und ließen trübselig die Köpfe hängen. Auf den Böcken hockten die Kutscher in ihren langen blauen Mänteln mit den blanken Nickelknöpfen dran. Zusammengekauert saßen sie alle da; denn es war kühl, und ein feuchter Nebel hing in der Luft. Doch aus den frostgeröteten Gesichtern las man nur stumme Ergebung und stumpfe Gleichgültigkeit. Ihr Leben war Warten, ermüdendes Warten. Und nur wenn ein Fahrgast in ihre Kutsche stieg, schienen diese Männer aus ihrem dumpfen Brüten plötzlich zu erwachen.

Einer aber war unter ihnen, der sah anders als alle anderen aus. Er war wesentlich jünger als sie. Und er hatte bestimmt noch nicht viele kalte Tage und Nächte auf dem Kutscherbock zugebracht — und hatte, um den durchfrorenen Leib zu erwärmen, wohl noch nicht allzuoft nach der Branntweinflasche greifen müssen. In seinen Augen lag etwas Träumerisches, was so gar nicht zu seinem Beruf und seiner ganzen Umgebung passen wollte.

Noch sann ich diesen seltsamen Augen nach, da zog der Mann vorsichtig etwas aus der Rocktasche heraus. Es war etwas Handgroßes und offenbar recht Zerbrechliches, von dem er nun mit unbeholfenen Händen die Papierhülle löste, um es eine kleine Weile heimlich zu beschauen. Ein leises Lächeln verschönte dabei sein Gesicht. Und nun fühlte ich mitten auf dem unwirtlichen Droschkenhalteplatz der großen Stadt wahrhaftig eine rechte Rührung über mich kommen. Der durchfrorene Droschkenkutscher hielt ein Gebäck aus Mehl und Zucker, das man für wenige Pfennige in jedem Bäckerladen zur Weihnachtszeit kaufen konnte, in seiner Hand. Dieses Gebäck stellte einen Wagen dar mit Zuckerrädern. Und ein Zuckerpferdchen stand davor mit einem unförmlichen Kopf und mit kohlschwarzen Augen. Und je länger der Mann diese Winzigkeit betrachtete, desto tiefer wurde das Lächeln in seinem Gesicht

Doch plötzlich sah sich der Lächelnde von mir beobachtet, hüllte, wie in leiser Scham, sein Zuckerwäglein wieder ein und ließ es in seinem blauen Mantel verschwinden. Ich nickte ihm zu. Er fühlte, daß ich ihn verstand, und grüßte freundlich zurück.

Und während ich dann langsam hin- und herschritt, um die kühl gewordenen Füße zu erwärmen, stellte ich mir seine Weihnacht vor: In dem ärmlichen Heim die ungewohnte Helle der Weihnachtskerzen. Unter dem leuchtenden Tannenbaum seine junge Frau und neben ihr die Kleinste, sein Lieblingskind. Das machte jetzt ein ganz wichtiges Gesichtchen und holte aus einer Papiertüte etwas hervor. Und dann sagte es, freudig errötend: „Vatichen, sieh, das schenk ich dir. Nun hast du dein eigenes Pferdchen und einen eigenen Wagen!" — „Ja, meinte vielleicht die Frau dazu, „nun brauchst du dich um eine eigene Fuhrhalterei wirklich nicht mehr zu sorgen, Mann!"

Und dies Erlebnis hatte der seltsame Droschkenkutscher dann auf seine Fahrt mitgenommen und es so auch mir geschenkt!

Lang, lang ist's her! . . . Wie hat die Welt sich inzwischen gewandelt! Aber vielleicht war gerade die grausame Unmenschlichkeit unserer heutigen Zeit der Anlaß dafür, das dies lange versunkene weihnachtliche Bild so plötzlich in meinem Gemüt von neuem auftauchte und zu leuchten begann.

Es gibt vielerlei Weihnacht

Von Annemarie in der Au

Schon wieder einmal Weihnachten. Wie schnell ein Jahr vergeht. Wenn man so allein auf der Welt ist, wie Herta Wessel, dann scheint das Jahr überhaupt nur aus Sonntagen, Urlaub und Feiertagen zu bestehen. Die Sonntage brauchte man dringend, um sich einmal auszuschlafen und die häuslichen Junggesellinnenarbeiten zu machen, den Urlaub für ein wenig Erholung außerhalb seiner vier Wände. Dagegen wurden die Feiertage bedrückender, je weiter sie ins Jahr hineinwachsen, Ostern, Pfingsten, Weihnachten...

Wenn man wenigstens noch Verwandte gehabt hätte, die einem schrieben, wenigstens so gute Bekannte, die man ungefragt besuchen konnte. Aber zu Weihnachten hat ja jeder so viel mit sich selbst zu tun, man schiebt es auf die Familie und auf die noch vorzubereitenden Geschenke, aber in Wirklichkeit meint ein jeder nur sich selber. Wäre es anders, es würden an diesem Tage nicht so viele Menschen alleine durch die einsamen Straßen laufen und sehnsüchtig sein.

Das alles denkt Herta Wessel, während sie kurz vor Geschäftsschluß noch schnell ihre letzten Einkäufe erledigt: Brot, ein wenig mehr Fleisch als gewöhnlich, Apfelsinen, Äpfel, Nüsse, jawohl auch Nüsse und sogar Schokolade und Marzipan! Man will wenigstens so tun, als wenn es noch ein Zuhause gäbe mit Tannenduft und Fröhlichkeit. Viele Menschen tun so.

Auch das kleine Mädchen dort in dem Torbogen tut so. Es mag vielleicht dreizehn oder vierzehn Jahre alt sein, aber es tut so, als wäre es eine Alte und hätte zu Hause einer Schar von Kindern Weihnachten zu bereiten. Laut schreit es seine Kastanienfigürchen und papierenen Blumen in den kalten Tag. Kastanienfigürchen. Was soll man schon mit Kastanienfigürchen! Selbst die Kinder machen heute andere Geschenke mit dem Geld, das sie von ihren Eltern bekommen. Herta Wessel geht wie alle andern an dem Mädchen vorüber.

Aber das ist merkwürdig, sie könnte um zehn Ecken und mehr biegen, ihre Ohren würden das laute Geschrei des Mädchens festhalten. Und schließlich muß sie nur darum zurückgehen, um ihre Ohren mit so einem Kastanienfigürchen von dem Geschrei loszukaufen.

Wieviel sie denn schon verkauft habe, fragt Fräulein Wessel das Mädchen.

Ooch, schon eine ganze Menge, antwortet das Mädchen; aber man merkt es ihm an, daß es lügt, um sich selber Mut zu machen.

Ob sie das Geld für Geschenke brauchte. Eigentlich für die Mutter.

Oh, für die Mutter?

Ja. Mehr sagt das Mädchen nicht, aber sein Gesicht schaut nun traurig auf die wenigen Menschen, die noch vorüberkommen, und die Stimme wird immer leiser.

Herta Wessel kann sich nicht entschließen, wieder zu gehen, obwohl das Mädchen sie nicht mehr beachten will.

Plötzlich sagt das Mädchen: Es kommt niemand mehr. Und nachdem es noch eine Weile sehnsüchtig die Straße auf und ab geschaut hat, packt es seufzend seine Sächelchen in einen Pappkarton, Stück um Stück, sehr langsam und sehr vorsichtig. Fräulein Wessel reicht ihm dieses und jenes Figürchen zu, und das Mädchen wird rot vor Scham. Vielleicht möchte es jetzt weinen.

Dann gehen sie zusammen fort. Das Mädchen schaut das feine Fräulein von der Seite her an. Es ist zweifelhaft, ob es diese Begleitung wünscht. Aber das Fräulein denkt, daß die Mutter des Kindes vielleicht krank sei. Sie überlegt sogar schon, welche Organisation sie noch anrufen könne, um da nach dem rechten zu sehen. Weihnachten haben sie alle offene Hände, das gehört so dazu, das beruhigt die Gewissen der Leute wieder für ein ganzes Jahr.

Das Mädchen hält vor einem alten Mietshaus und wechselt seinen Pappkarton unschlüssig von einer Hand in die andere. Als das fremde Fräulein keine Anstalten macht zu gehen, schleicht sich so etwas wie Trotz in sein Gesicht.

So schlecht scheint es dem Mädchen und seiner Mutter nicht zu gehen. Eine ordentliche Wohnung, keine Krankheit, die alles verkommen läßt... Wollte das Mädchen Mitleidige täuschen?

Die Mutter jedenfalls ist nicht krank, sie mustert nur die fremde Frau aus rotgeweinten Augen. Stumm, fast feindselig stehen sich die Frauen gegenüber. Das Mädchen drückt sich scheu zur Seite und nimmt drei kleinere Geschwister mit fort.

Was die fremde Frau wolle, fragt die Mutter.

Oh, sie habe geglaubt, das Mädchen habe auf der Straße die Figürchen verkauft, um seiner kranken Mutter zu helfen...

Hier sei niemand krank. Aber was die Fremde da von Figürchen und Verkaufen erzählte, das verstehe sie nicht. Die Mutter ist sehr abweisend.

Herta Wessel ist erstaunt und muß erzählen, was die Mutter nicht zu wissen scheint.

Hannelore! — Aber das Mädchen kommt nicht zum Vorschein.

Warum das Kind das nur getan habe. Nein, es hätte das nicht nötig. Wohl ginge es ihnen nicht mehr so gut, seit der Mann vor ein paar Wochen gestorben sei, aber zu essen hätten sie.

Der Mutter kommen wieder die Tränen in die Augen, und Herta Wessel muß sich ein wenig hilflos mit einer scheuen Entschuldigung verabschieden. Das kommt nun dabei heraus, wenn man andern Leuten ungefragt helfen will.

Als sie durch den Flur gehen will, ist das Mädchen wieder da und zieht sie einfach in die Küche: Sie habe doch die Figürchen verkaufen wollen, um der Mutter und den Geschwistern Weihnachten machen zu können. Die Mutter sei so voller Trauer um den Vater, daß sie nicht daran denke. Und nun habe sie nichts verkauft, und nun müßten die Geschwister also doch leer und freudlos abgehen. So sei das, und die Mutter wisse natürlich nichts davon.

Da blitzt plötzlich ein Gedanke in Fräulein Wessel hoch, ein kleiner spitzbübischer Gedanke. Sie legt ihren Mantel ab und packt aus, was sie für sich eingekauft hat, Apfelsinen, Äpfel, Marzipan...

Als Herta Wessel spät in der Nacht nach Hause geht, etwas taumelig von allem Ungewohnten, was um sie herum an Kindergeschrei und Lachen war, da muß sie sagen, daß seit ihrer Kindheit keinen so schönen Weihnachtsabend mehr gehabt hat. Es hat wohl alles so sein müssen: daß sie selber allein war, daß eine Mutter weinte, daß ein kleines Mädchen Figürchen verkaufte...

Aber zum Schluß hat die Mutter ja gar nicht mehr vor Trauer geweint, sondern vor so viel bescheidenem Glück um ihrer Kinder willen.

* * * * * * * * * * * * * * *

Im Winter

Schneeblasse Felder vor grünen, bezuckerten Tannen,
weißliche Straßen, die drüben im Städtchen begannen
und hier vorüber an Häuschen mit niedrigen Türen
in eine silbrig verdämmernde Weite hin führen.

Läutende Schlitten auf gerader, beschneiter Chaussee;
kahl starren Weiden am kleinen gefrorenen See.

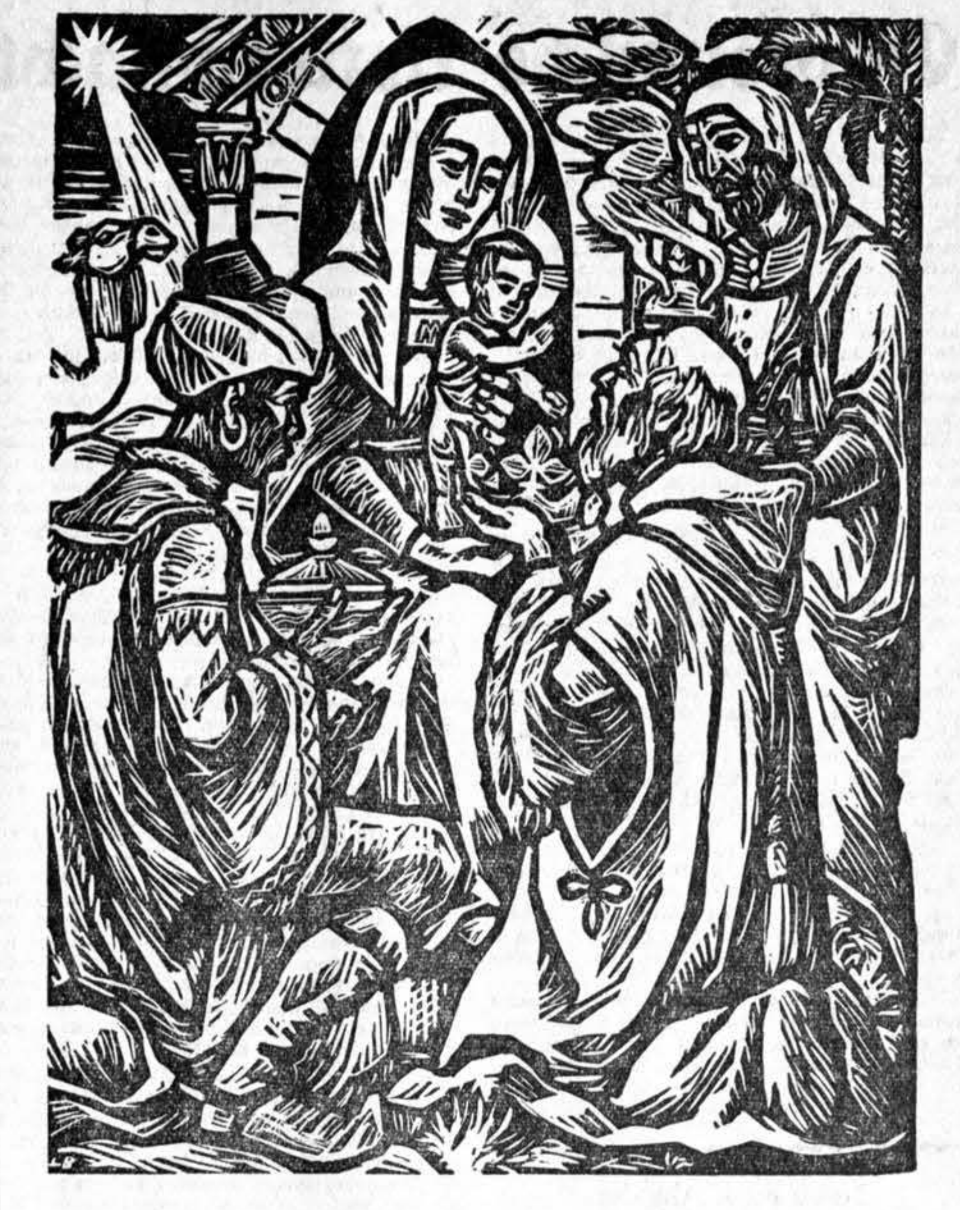
Schlitternde Kinderschar dort auf dem glitzernden Eise —
Schon steigt der Mond und bestaunt all das winterlich Weiße.

Wird mir die Fremde auf einmal so seltsam vertraut,
gleichwie als hätte ich weit über Fernen geschaut —

Sieht doch dies alles wie Heimat um Weihnachten aus . . .
Ach, aber keiner der Wege hier führt mich nach Haus.

Walter Scheffler

* * * * * * * * * * * * * * *



Franz Erdmann

Anbetung

Der aus ewigem Licht gekommen,
ihn umjubeln alle Frommen,
singen Lob und Ehr' dem Herrn.

Arm in eines Stalles Krippe,
aus des Königs David Sippe
kam er und mit ihm sein Stern.

Immer neu geschieht das Wunder,
Völker gehen auf und unter,
Gott wird immer wieder Kind.

Und das Wunder will uns sagen,
heute wie in jenen Tagen,
daß wir nicht verloren sind.

Wo ist Trost, wo Heil auf Erden,
wo kann Dürres grün noch werden
als bei ihm, dem Herrn der Welt.

Selig, wer vom Lichte trunken,
in den Anblick ganz versunken,
stumm dem Kind zu Füßen fällt.

Gerhard Kamin

Abschied und Wiedersehen

Ein Tag wie alle anderen . . . Draußen auf den Straßen des Reiches wird marschiert, draußen greift die Versuchung mit riesigen Armen nach dir und mir, nach uns allen. Draußen flattern die Fahnen, und niemand weiß, zu welchem Gericht...

Sommer 1937 in Königsberg. Ich bin junger Assessor, verlobt, von Hoffnungen beflügelt, voller Zuversicht. Ich weiß, daß es so ist, aber ich bin nicht glücklich, wie es sein sollte. Da ist das andere...

Wir gehen beide zu ihr, meine Verlobte und ich. Dank ist abzutragen, eine Schuld, die nicht mit Worten zu benennen ist, eine Not zu teilen, die jeden frohen Tag überschattet. Sie wohnt allein in der Parterrewohnung in der Orselnstraße, ihr Mann ist verhaftet und in Buchenwald, ihr Sohn in London. Sie ist meine Geigenlehrerin, der Mensch, dem ich mehr verdanke, als Worte sagen können. Sie ist Jüdin, sie trägt den gelben Stern, sie ist verwaist und öffnet zögernd die Tür. Sie ist gegenüber früher völlig verändert, sie hat ein altes, von durchwachten Nächten ausgehöhltes, fahles Gesicht, aschgraue Haare, tiefliegende Augen.

Wir sitzen in der Nähe des Flügels, auf dem früher der Sohn gespielt hat.

„Ihre Braut . . . ja", sagt sie tonlos. „Wie schön, daß Sie kommen."

Es ist nicht leicht zu sprechen, wenn seit Jahren der Sohn fort ist und wenn man ahnt, daß der Mann nicht zurückkommen wird.

„Die Treugebliebenen", sagt sie, „die wenigen..." und nennt mühsam ein paar Namen.

Ich weiß nicht, was wir danach gesprochen haben. Ich habe das meiste vergessen. Aber das andere nicht, das nicht zu vergessen ist: daß sie draußen, während wir sprechen, ans Fenster trommeln, daß die Klingel ein paarmal geht und daß von Zeit zu Zeit Drohungen laut werden und verhallen. Und die Worte nicht, die dieses alles scheinbar lächelnd umschließen und doch nur mühsam bewältigen: „Die Bibel . . . wenn ich sie nicht gehabt hätte . . . die ganze Zeit..."

Als wir gehen, die Beschwörung, niemals zu schreiben.

„Jeder Brief wird geprüft . . . seid vorsichtig . . . bitte..."

Wenige Tage danach war sie in den Westen geflohen; zwei Jahre darauf zu ihrem Sohn nach Australien. Ich habe sie nicht wiedergesehen.

*

Nach dem Krieg kamen die ersten Briefe. Sie lebte. Sie gab auch dort auf dem anderen Erdteil Geigenunterricht. Aber sie war müde und liebte das Leben noch weniger als früher. Sie klagte nicht an, sie sprach von Vergangenem überhaupt nicht. Sie war nur da und schenkte Liebe. Behutsamer als früher, als lohne es kaum noch. Kleider für mein Kind kamen, Lebensmittel und von Zeit zu Zeit immer wieder Briefe.

Ihr Leben erlosch in der Stille. Ihr Leid versank in der Stummheit der Nacht.

*

Dann geschah — fünf oder sechs Jahre später — das andere. Ihr Sohn war im Flugzeug von Melbourne gekommen und stand mit abgehärmtem Gesicht vor mir. Er war am Grabe seines Vaters gewesen, er hatte es einmal wenigstens sehen wollen. Er wollte auch Deutschland sehen . . . nach 25 Jahren zum erstenmal. Es so sehen, wie man ein Vaterhaus ansieht, das zum Marterhaus geworden war. Und verzeihen... vergessen...

Eine Woche lebten wir zusammen. Eine Woche hindurch sprachen wir von Ostpreußen und Königsberg. Er schritt behutsam zurück, von Stufe zu Stufe. Wie Kinder gingen wir, immer in Angst, irgendwo zu stürzen.

Ich bat ihn zu spielen. Einmal wie früher, als er bei der Aufführung der Oratorien in der Stadthalle am Cembalo gesessen und die Sänger begleitet hatte.

Er tat es nicht.

Er bat — mit Blicken mehr als mit Worten — es zu verstehen.

Wir sahen die Ostholsteinische Schweiz, die Seen, das Land. Ein wenig war es wie Ostpreußen. Ein Storchenpaar auf einem Ziegeldach, duftende Heuhaufen, die Ostsee, die Dünen.

Er sagte nicht: Wenn wir sie einmal noch sehen könnten ... die Kurische Nehrung ... den Schloßteich ... Luisenwahl ... Er schwieg oder sagte höchstens: „Der Landgraben ... die Hufenallee ... Cranz ... Rauschen ..." Zwischen den Worten stand das Unsagbare, das Worte nicht mehr umschließen können.

Wir sahen die Marienkirche in Lübeck, und dort, vor der Backsteingotik, kam die Erinnerung überwältigend über ihn. Der Dom in Königsberg, das Schloß ... die Kirchen im Samland...

Immer war seine Mutter bei uns, in jedem seiner Blicke, in jedem Wort, in jeder Geste. Immer auch der Vater... So sichtbar konnte das Unvergängliche sein, in dem Namenlosen, das zwischen uns geschah ...

*

Wenn die Weihnachtsglocken läuten werden, gehen Grüße und Gedanken über die Meere zueinander. Kein Händedruck ist möglich, kein Wort, kein Tauschen von Geschenken. Das Ungeheure der Räume liegt dazwischen, das Ungeheure des begreifbaren und zu begreifenden Geschehens.

Nur die Liebe ist geblieben... wie damals, vor vielen Jahren, als die Toten noch lebten und uns keine Gewalt vom Land der Väter trennte.

Hermann Sudermann

Ostpreußische Notweihnacht

Zu jener Zeit stand's schlimm um meines Vaters Haus. Die Leute wollten sein Braunbier nicht trinken. Es war nicht schlechter als das der anderen Brauereien, aber er ermangelte der Fähigkeit, sich und sein Produkt in Szene zu setzen. Da war sein Konkurrent, Herr Münsterberg aus Werden, schon ein ganz anderer Kerl. Wenn er mit seinen flotten Vatermördern und der prallen, perlengestickten Zigarrentasche von Gasthaus zu Gasthaus fuhr, anpreisend und überredend, dann hätte ich den Wirt sehen mögen, der seinen Leistungen widerstand. Und wenn morgens der Werdener Bierwagen, mit Tonnen bergehoch beladen, auf der Chaussee an uns vorüberfuhr, dann standen wir alle angstvoll hinter der Gardine, und Mama preßte die Hand aufs Herz und ging schweigend nach hinten.

Und dann kam das schwerste aller Jahre — dann kam das Notstandsjahr.

Das war im Sommer 67, da gab es überhaupt keine Sonne mehr. Vom Juni an Tag für Tag nichts wie sickernder, suppender, trommelnder Regen. Das Erdreich weichte auf, der Roggen reifte nicht, die Erntefelder sahen aus wie Lehmtennen, denn alle Halme lagen glatt und braun und feuchtglänzend am Boden. Und das Schlimmste von allem: die Kartoffeln verfaulten. Was man zu Ende August als genießbar dem Boden entzog, hatte Haselnußgröße und war mit Propfen durchsetzt, die gingen querdurch bis ans andere Ende.

Erst gegen Mitte September stellte zugleich mit dem Herbstreif blauer Himmel sich ein — aber da war schon alles verloren, das hieß Hungern, und unter Umständen hieß es verhungern. Wer hätte in solchen Zeiten, in denen jeder Groschen ein Schatz ist, Bier trinken mögen!

Darum wurde auch im Sudermannschen Hause Schmalhans Küchenmeister. Freilich — wenn ich euch heute erzähle, daß die Butter vom Tische verschwand, daß die Fleischtage rar wurden und daß die Semmeln zur Sonntagskost aufstiegen, so macht euch das verflucht wenig Eindruck, denn wir haben Schlimmeres kennengelernt, und die meisten stecken noch dick mitten drin. Aber vergeßt nicht, daß das, was wir heute erleben, unsern Enkeln, falls sie inzwischen nicht eingegangen sind, manche Gänsehaut über den Leib jagen wird. Wer heute Jungmädchen ist, braucht bloß in die Jahre zu kommen, um als Märchentante die Kinder das Gruseln zu lehren, nur daß ihre Märchen einst härteste Wirklichkeit waren.

Und es gab damals auch viele, die waren noch weit ärmer als wir. Im Chausseegraben lagen sie familienweise und konnten vor Schwäche nicht weiter. Die Tür stand tagsüber von Bettlern nicht still, und wenn man ihnen das übliche Zweipfennigsstück gab, so schimpften sie, denn Kupfer kann man nicht essen. An den Markttagen war es besonders schlimm: dann belagerten sie die Haustür und prügelten sich um den Eintritt, und meine Mutter teilte unser Letztes mit ihnen. Die Kartoffeln, so schorfig, so klein wie sie waren, wurden in Kesseln gekocht und an die Draußenstehenden verteilt, die sie noch siedendheiß und mit den Schalen verschlangen.

In den Hausflur ließen wir sie ungern, denn was von ihnen zurückblieb, machte sich tagelang juckend bemerkbar. Jeden Abend gab's große Jagden in Hemde und Beinkleid, und hätte man damals schon gewußt, wo der Hungertyphus eigentlich herstammt, Mama wäre noch viel ängstlicher gewesen.

Als der harte ostpreußische Winter hereinbrach, wurde das Elend erst recht groß. Wahrhaftig, die eigene Not verschwand hinter der, die sich schlotternd und zähnefletschend tagtäglich rund um uns auftat. Und die Not erst, die sich nicht mehr sehen ließ! — Mama war tapfer wie immer. Mit den anderen Vorsteherinnen des Frauenvereins fuhr sie von Dorf zu Dorf, lindernd und helfend überall, wo Hilfe und Linderung gerade noch als Wunder vom Himmel herabfallen konnte.

So nahte das Weihnachtsfest. Und uns Kindern wurde bedeutet, daß dieses Mal infolge der großen Not an eine Bescherung nicht zu denken war; wir möchten uns zufrieden geben und uns derer erinnern, denen im Leben nie ein Weihnachtsbaum brennt. Das kam uns hart an, und von allen Entbehrungen, die das Notstandsjahr auferlegte, war dies entschieden die härteste. Aber in unserem tiefsten Inneren ließ das Gefühl sich nicht zum Schweigen bringen: so schlimm kann es nicht werden, und Mama wird schon Rat schaffen.

Auch meldeten sich gewisse Anzeichen, daß allerhand Vorbereitungen im Schwunge waren, die auf Großes und Heimliches hinwiesen. In der Weihnachtswoche konnten wir nicht mehr einschlafen, und wenn Großmama hinter ihren Bettschirm tiefer atmete, dann schlüpften wir leise zur Tür hinaus und die Treppe hinunter, um zu erforschen, was unten geschah. In unseren Hemden standen wir frostzitternd im eiskalten Hausflur, bald der eine, bald der andere mit dem rechten Auge vorm Schlüsselloch, dessen Lichtschimmer bewies, daß Mama immer noch auf war. Mochte es zwölf sein oder zwei oder drei, Mama saß vor ihrem Arbeitskasten und nähte. Aber niemals zeigte sich ein Baumbehang oder ein vergoldeter Apfel.

Darum schwand uns bei Tage jegliche Hoffnung, aber in der nächsten Nacht begann wieder das Spiel der Sehnsucht aufs neue.

Der Weihnachtsabend kam heran, und wir durchstöberten sämtliche Winkel, aber nicht die Spur eines Tannenbäumchens ließ sich entdecken, und wenn wir uns Mama an den Hals hängten, blieb sie dabei: „In diesem Jahre gibt's keine Bescherung."

Wäre nur das weiche und verschämte Lächeln nicht gewesen, mit dem sie sich aus unsrer Umklammerung löste, und da bei uns der Tannenbaum nicht schon am Abend, sondern nach alter Strandsitte erst am Weihnachtsmorgen angezündet wurde, so brauchten wir immer noch nicht zu verzagen.

In dieser Weihnachtsnacht schlossen wir drei kein Auge. Als die Uhr zwölf schug, tappten wir zum ersten Male hinunter — da saß Mama noch vorm Nähzeug. Um eins zum zweiten Male — da war das Schlüsselloch verhängt.

Hatten wir in den vorigen Nächten Großmama erweckt, und hatte sie uns verraten? Oder waren wir vorher im Hausflur zu laut gewesen?

Wie dem auch sein mochte, Schlimmes konnte die neue Heimlichkeit nicht bedeuten.

Um zwei war noch Licht. Um drei auch noch. Um vier wurde es dunkel. Und um fünf saßen wir fertig angezogen auf unseren Stühlen, um, wenn wirklich die Glocke klang, den großen Augenblick nicht zu versäumen.

Um sechs erwachte Großmama und sagte: „Ich habe diese Nacht kein Auge zugemacht, so unartig seid ihr gewesen."

Um sieben zündete sie Licht an und begann, sich hinter dem Bettschirm anzuziehen. Das tat sie freilich auch sonst um diese Zeit, aber heute war Feiertag, — warum heute? Und dann schalt sie: „Kinder, die so böse sind, daß sie ihre alte Großmama nicht schlafen lassen, die wollen auch noch eine Bescherung haben?"

Da war es mit unserer Zuversicht von neuem zu Ende.

Um halb acht brach der erste Morgenstrahl durchs Fenster. Nun war gar nichts mehr zu hoffen, denn bei Tage können die Weihnachtsbäume nicht brennen.

Aber plötzlich — noch heute, da ich dies niederschreibe, macht mein Herz einen Sprung— ging es tieftönig wie eine Kirchenglocke „Bum, bum, bum" durchs ganze Haus.

Und als wir hinunterstürmend die Tür des Wohnzimmers aufrissen, da brannte der Weihnachtsbaum genau so hell, wie er in glücklichen Jahren gebrannt hatte. Und ringsum standen die bunten Teller und lagen die Geschenke in nicht geringerer Fülle, als sie uns sonst beschert worden waren. Zwar, sah man genauer hin, so fand es sich, daß in dem Stall ein Pferdchen fehlte und daß der Säbelgriff mit einer Drahtschlinge an der Klinge befestigt war — Böswillige hätten sagen können, es seien alte Bekannte — wir aber staunten und jubelten und hatten nie eine reichere Weihnacht erlebt.

Später, als wir größer waren, hat meine Mutter uns erzählt, wie die Bescherung zustandegekommen war. Sie hat alles in allem nach heutigem Gelde drei Mark fünfundsiebzig gekostet. —

Auch jener böse Notstandswinter ging vorüber, und als das Haff und die Flüsse aufgetaut waren, lagen eines Tages am Heydekrüger Marktplatz zwei große Frachtkähne von einer seltsam bauchigen Form, wie wir sie noch niemals erblickt hatten. Die waren von Stettin übers Meer gekommen und bis zum Rande gefüllt mit Kartoffeln, eigroßen, glattschaligen, goldgelben Kartoffeln, wie sie uns schon fast aus dem Gedächtnis verschwunden waren.

Die Leute standen in Haufen ringsum und besahen sich das Wunder. Der Verteilungsausschuß ging ans Werk, und von nun an wurde es besser.

Aus Hermann Sudermann „Das Bilderbuch meiner Jugend", J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart.

Neue Buchkalender

Zum elften Male erscheint nun schon nach dem Kriege „Der redliche Ostpreuße", ein Kalenderbuch für das Jahr 1960, hrgg. von Martin Kakies. Das Kalendarium ist geschmückt mit herrlichen Landschaftsfotos aus Ostpreußen, wie auch der Textteil mit vielen, teils ganzseitigen Bildern aufgelockert ist. Zu den Mitarbeitern gehören so namhafte ostpreußische Autoren wie Agnes Miegel, Hansgeorg Buchholtz, Gertrud Papendick, Walter von Sanden-Guja, Karl Herbert Kühn und viele andere. Ein rechter Haus- und Familienfreund für das neue Jahr, das jeder Ostpreuße besitzen sollte.

DER REDLICHE OSTPREUSSE. Ein Kalenderbuch für 1960. 11. Jahrgang. Hrgg. von Martin Kakies. Gerhard Rautenberg Verlag, Leer. 128 S., DM 2,50.

Aus dem Kalenderangebot dieses Jahres sticht wieder, was die Auswahl der Beiträge wie die graphische Ausstattung betrifft, „Herders Hauskalender für Zeit und Ewigkeit 1960" besonders hervor. Neu in diesem Jahrgang sind die zahlreichen Farbfotowiedergaben. Die Textillustrationen stammen von Hanna Nagel, während die zarten, eindrucksvollen Holzschnitte im Kalendarium Ernst von Dombrowski schuf. Von den zahlreichen Mitarbeitern seien nur einige Namen genannt, die für das erfreulich gute Niveau dieses Hausbuches sprechen mögen: Stefan Andres, Werner Bergengruen, Selma Lagerlöf, Gertrud von le Fort, Max Mell, Rudolf Alexander Schröder, Felix Timmermans, Anton Tschechow. Der Grundton aller dieser Beiträge liegt darauf, ob wir das, was Gott in unsere Hände gelegt hat, auch recht verstehen und richtig verwalten. Man möchte diesen Kalender recht vielen Menschen als Begleiter durch das neue Jahr empfehlen.

HERDERS HAUSKALENDER FÜR ZEIT UND EWIGKEIT 1960. Verlag Herder, Freiburg, 144 S., DM 1,80.

*

Elbinger Heimatbrief

Zum zehnten Male legt Bernhard Heister nun schon den alljährlich im Herbst herauskommenden „Elbinger Heimatbrief" vor, und von Jahr zu Jahr, das darf man erfreut feststellen, nimmt er an Umfang wie an inhaltlichem Gewicht zu. Diese neue Folge steht unter dem Motto „Schaffende Heimat" und ist nicht allein Elbing, der deutschen Stadt im Osten, gewidmet, sondern stellt darüber hinaus einen Beitrag Elbings zum Anliegen des gesamten detschen Ostens dar. Das Heft enthält u. a. Beiträge von Paul Fechter, Heinrich Eichen, Karl-Heinz Jarsen, Ernst Wiechert, Hans Bernhard Meyer, Agnes Miegel und Martin Damss. Die Illustrationen schufen Charlotte und Inge Heister, Siegmund Lympasik, Ilse Potratz und Ehrenfried Viola. Die Aufgabe, die sich der Herausgeber mit diesen Heimatbriefen gestellt hat, kann man nicht hoch genug einschätzen. Vor allem alle Elbinger sollten das Heft besitzen.

ELBINGER HEIMATBRIEF, Folge 10. Hrgg. von Bernhard Heister. 48 Seiten, reich illustriert. DM 1,25 Bestellungen direkt an den Herausgeber: Bernhard Heister, Berlin-Steglitz, Kühlebornweg 17/II.

Als Sonderdruck der „Elbinger Heimatbriefe" ist gleichzeitig eine „Elbingisch-Preußische Geschichtstafel" von Prof. Dr. Edward Carstenn erschienen. Sie zeichnet mit knappen Daten die vielhundertjährige Geschichte Elbings, angefangen von den vorgeschichtlichen Siedlungen an dieser Stelle, von denen zahlreiche Funde aus allen Epochen Zeugnis ablegen, über das Truso der Wikingerzeit und die Landnahme des Ordens bis in unsere Zeit. Zwei Beiträge von Bernhard Heister „Die Landschaft der Jugend" und Elbing heute" ergänzen diese interessante Übersicht.

ELBINGISCH-PREUSSISCHE GESCHICHTSTAFEL. Von Prof. Dr. Edward Carstenn. 12 Seiten, illustriert, DM —,60 Unkostenbeitrag. Bestellungen direkt an: Bernhard Heister, Berlin-Steglitz, Kühlebornweg 17/II.

*

Heimatlieder auf Schallplatten

Zu dem großen Liederbuch „Unverlierbare Heimat" (im Gesamtband oder vier Einzelbänden) ist nun die erste der fünf in Arbeit befindlichen Schallplatten-Serien erschienen. Sie besteht aus drei Schallplatten: „Fröhlicher Sommer", „Dort unten in dem Tale" und „Recht lustig sein" — die vom „Jungen Chor Schleswig" unter Leitung von Hermann Wagner, der auch für die Herausgabe der Liedersammlung zeichnet, mit neun, sechs bzw. acht Volksliedern aus dem deutschen Osten besungen sind. Diese Platten wollen nicht allein den Freunden des Volksliedes einen schönen Genuß vermitteln, sie möchten gleichzeitig auch zum Mitsingen anregen, damit dieses Erbe weiterhin lebendig bleibt. Für diesen Zweck liegen den Schallplatten Liederblätter bei: eine Idee des Verlages, die nicht freudig genug begrüßt werden kann. Schenken Sie sich selbst und anderen diese schönen Platten!

Schallplatten FRÖHLICHER SOMMER, DORT UNTEN IN DEM TALE und RECHT LUSTIG SEIN. Aus der Reihe „Unverlierbare Heimat". Voggenreiter Verlag, Godesberg. Langspielplatten, 45 UpM, je DM 8,—.

Der Patron von Bolatitz

OST-DEUTSCHER SCHRIFTTUMS-PREIS 1959

Stifter und Juroren des „Ostdeutschen Schrifttumspreises", den die Künstlergilde alljährlich verleiht, waren gut beraten, als sie sich in diesem Jahr eines Mannes entsannen, der sehr zu Unrecht längere Zeit in den Hintergrund des offiziellen Kulturbetriebes geraten war. Zwar hat der 1901 in Bolatitz bei Ratibor geborene Oberschlesier August Scholtis im Lauf der letzten Jahrzehnte eine Reihe von Büchern geschrieben, die, wiewohl fest im heimatlichen Raume wurzelnd, dennoch allen Provinzialismus weit überragten und der deutschen Literatur einen neuen Raum erschlossen; zwar gehört er als einziger oberschlesischer Schriftsteller seit langem dem PEN-Club an wie der Darmstädter Akademie — die Ostdeutschen aber haben sich um ihn stets betrüblich wenig gekümmert. Das hat natürlich seinen Grund: Scholtis ist niemals ein bequemer Mann gewesen. Von seinem Erstlingsroman „Ostwind" an, diesem erstaunlichen Buch, das der spürbare Hauch einer, man darf ruhig sagen: genialischen Begabung durchwehte, bis auf den heutigen Tag hat er nie die geringste Neigung zum Konformismus gezeigt. Auch sein neuestes Buch, das seine Lebenserinnerungen enthält, zeichnet sich durch rücksichtslose Ehrlichkeit aus.

„Ein Herr aus Bolatitz", so lautet der Titel, enthält die bemerkenswerten Erfahrungen und Einsichten eines bemerkenswerten Mannes, den ein holperiger, vielfach verschlungener Weg aus dem Kleinbauernhof im „Hultschiner Ländchen" durch die herrschaftliche Privatkanzlei des letzten kaiserlichen Botschafters in London und oberschlesischen Magnaten Fürst Lichnowsky, durch mancherlei Amtsstuben schlesischer Städte

mitten in die deutsche Literatur, in das pulsende Zentrum des Reiches, Berlin, geführt hat. Hart und ohne Umschweife, in der eigenwilligen Ausdrucksweise, die Scholtis' Prosa von Anfang an bestimmte, sind die einzelnen Stationen dieses Weges aufgezeichnet: das düstere Armutsmilieu des Feudaldorfs mit Alkoholismus, Gewalttat und den in Kuh- und Menschenmägen bedrohlich rumpelnden Gespenstern steht unmittelbar neben und hinter dem glanzvollen Leben des Fürstenschlosses, in dem die große Welt mit ihren berühmten Namen aus Aristokratie, Finanz und Kultur einkehrte und sich zwanglos bewegte — die Erfahrung beider Welten hat die Kindheit des Kleinbauern- und Dorfmusikantensohnes geprägt. Er kennt auch den Mief der kleinen Provinzstädte, das Bier bürgerlicher Stammtische, jenes schale Gesöff, in dem der Chauvinismus seine trüben und giftigen Blasen trieb. Am eindrucksvollsten ist das Buch stets, wo es vom Volke spricht: Anarchismus und Kaisertreue, tiefe, schlichte Frömmigkeit, östliche Geduld zum Leiden und untergründige Haßinstinkte, die zu wilden Ausbrüchen führen, all die kaum bewußten Spannungen und Ströme in der Tiefe eines unerweckten, nie wirklich und vollständig von der Last der Leibeigenschaft erlösten Volkes sind hier — nicht nur geschildert, nein: sie sind bezeugt von einem Manne, der nach Geburt und Wesen dazu gehörte und gehört, obwohl er längst in der jahrzehntelangen Begegnung mit der zuckenden Wachheit des intellektuellen Berlin darüber hinausgewachsen ist. „Keinen Dichter noch ließ seine Heimat los", so sagte Eichendorff, Scholtis' engster Landsmann, und das trifft auch hier zu, wie es auch wahr ist, daß diese Landschaft seit Eichendorff niemanden mehr hervorgebracht hat, der, wie Scholtis, ihm ebenbürtig ist in der Fähigkeit, sie genau zu sehen, nur eben — das wird niemanden wundern — von einer anderen Seite. So ist mit dem „Herrn aus Bolatitz" ein Buch entstanden, das weit mehr ist als ein privater Lebensbericht: ein unentbehrlicher Beitrag zur Chronik von Volk und Volk im Schatten der beiden Adler, des schwarzen preußischen und des polnischen weißen.

Den „Patron von Bolatitz" nennt sich Scholtis gelegentlich mit leichter Ironie in Anspielung darauf, daß es ihm einmal gelang, ein paar wegen gewalttätigen Widerstandes gegen Einmischung des Staates in kirchliche Angelegenheiten inhaftierte Bauernweiber aus den Klauen des erbosten Adlers zu ziehen; den „Patron aller Kaschuben, Masuren und Wasserpollacken" möchte ohne jede Ironie ich ihn nennen, der ich selbst auf meine Weise zu diesem Menschenschlag gehöre, den Scholtis so aggressiv kritisiert, wie er ihn liebend verteidigt. Nein, er hat niemals Furcht vor Menschen und Mächten gezeigt; Kuhjungen und Aristokraten, Politiker, versoffene Gutsarbeiter ebenso wie höchst namhafte Männer der Literatur werden sich hier portraitiert wiederfinden, nicht sonderlich respektvoll gezeichnet, dafür aber treffend und wahrheitsgetreu. Auch seine Meinung sagt Scholtis so ungeschminkt wie eh und je. Nicht allen dürfte darum alles gefallen, was er zu sagen hat.

Hans Lipinsky-Gottersdorf.

August Scholtis: EIN HERR AUS BOLATITZ. Lebenserinnerungen. Paul List Verlag, München. 460 Seiten, Ganzln. DM 18,80.

Weihnachtlicher Büchertisch

Wie in den Jahren davor, so wollen wir auch heuer wieder auf diesen beiden Seiten Hinweise und Besprechungen über neue Bücher bringen, die unseren Lesern die Auswahl beim Weihnachtskauf erleichtern mögen. Es versteht sich bei dem in die zig-Tausende gehenden Angebote von Neuerscheinungen von selbst, daß wir uns in der Auswahl auf einige wenige Titel beschränken müssen; dennoch hoffen wir, daß wir einen ‚guten Griff' getan haben und die Aufmerksamkeit des Lesers auf manch ein Werk richten konnten, das er sich schon lange gewünscht hat.

Ewiges Hausbuch

„Frohe Tage Jahr für Jahr" nennt sich das große Westermann-Hausbuch. Es will ein echter Lebensbegleiter sein, ein immerwährender Kalender, der von Tag zu Tag, von Monat zu Monat Anregungen und Freude bringt und unterhaltsames Wissen und manchen praktischen Rat vermittelt. In bunter Folge reihen sich die Vorschläge für Freizeitstunden und heitere Geselligkeit. Es hält die alten schönen Sitten und Gebräuche für die Feste und Feiern des Jahres lebendig, führt den Wanderer hinaus zu den Schönheiten und Geheimnissen der Natur, berät in gleicher Weise den Gärtner, den Bastler und die Hausfrau im Heim und am Herd. Und es ist ein Buch der tausend Weisheiten, das täglich Neues erzählt: von vielen hundert berühmten Persönlichkeiten, von Lostagen und Bauernregeln, von den Sternbildern, vom Wetter, von den Pflanzen, den Vögeln und dem Wild, von der Bedeutung der astrologischen Zeichen und den glückbringenden Monatssteinen und manch anderem mehr. So schließt es unendlich vieles zusammen, was das Leben reicher macht, und läßt keine Freuden aus, die die Jahreszeiten bringen. Jedem, der es recht zu lesen und zu nutzen weiß, bringt es „frohe Tage Jahr für Jahr". G.

FROHE TAGE JAHR FÜR JAHR. Ewiges Hausbuch. Georg Westermann Verlag, Braunschweig, 383 Seiten, Gln. DM 24,—, Hldr. DM 29,50.

Familiensaga aus Pommerellen

In einer Zeit der Spannungen und nie versiegender Antagonismen zwischen den Völkern wirkt das Buch der Anna Jambor wie ein versöhnendes Wort. Hier hat ein polnischer Autor (oder auch Autorin, der Name ist ein Pseudonym) ein Tagebuch geschrieben, das in seiner faszinierenden, ungemein gekonnten Art als gleichwertig neben die großen Sagas der europäischen Literatur — wie die „Buddenbrocks" und die „Forsyte-Saga" — gestellt werden kann. Hell und frisch wie Aquarelle aus Meisterhand wirken diese Aufzeichnungen. Es sind keine lyrischen Mädchensätze, auch dann nicht, wenn sie die intimsten Erlebnisse ihrem Tagebuch anvertraut. Klar und scharf konturiert sind die eizelnen Abschnitte, die zusammengefügt ein ungemein eindrucksvolles Bild des Lebens in den deutsch-polnisch besiedelten Gebieten Pommerellens, Posens und Schlesiens in den Jahren 1928 bis 1933 ergeben. Wer dieses Leben kennt oder jemals in den Bann der weiten himmelangrenzenden östlichen Landschaft geraten ist, wird dieses Buch mit tiefer Ergriffenheit lesen. Im Gegensatz zu „Buddenbrocks", den Thomas Mann den Untertitel „Verfall einer Familie" gab, müßte dieses Werk, um mit den Worten eines namhaften Kritikers zu sprechen, den Untertitel „Aufstieg einer Familie" tragen. Und ein polnischer Kritiker sagte: „Es ist ein merkwürdiges, ein grundgescheites Buch, das für den Deutschen ebenso wichtig ist wie für uns, weil es darstellt und bezeugt, wie man einträchtig miteinander leben kann." Dieser Meinung werden sich alle anschließen müssen, die dieses Buch gelesen haben und denen die glückliche Zukunft der europäischen Völkerfamilie nicht nur ein Lippenbekenntnis, sondern ein echtes ehrliches Anliegen ist. H. G.

Anna Jambor: EINE FAMILIENSAGA AUS POMMERELLEN. Ewald Skulima Verlag, Heidelberg, 540 Seiten, Ganzln. DM 19,80.

Ein schönes Weihnachtsbuch

Rudolf Hagelstange hat aus der Weltliteratur 17 weihnachtliche Erzählungen ausgewählt, die der Geist europäischer Erzählkunst ersonnen und dargestellt hat, um in ihnen und durch sie das Ereignis von Bethlehem zu feiern und seine Botschaft weiterzutragen. Es sind, so sagt Hagelstange in einem Nachwort, Geschichten im eigentlichen Sinne des Wortes: es geschieht in ihnen etwas ganz Bestimmtes. So reich sie an Stimmung, an Poesie auch sein mögen, sie begnügen sich nicht damit, den Leser zum Schauen und Betrachten aufzurufen, sie bewegen, sie reißen ihn mit. Der Mensch tritt hier als Einzelner vor uns hin, mit Schwächen und Fehlern behaftet, aber doch mit Freiheit begabt. Diese Freiheit ist wie das Licht, von dem seit zwei Jahrtausenden immer wieder die Rede ist und das seine Quelle in dem Kinde hat, das als Bote der Liebe in der Welt der Gewalttat gesendet wurde, um sie zu befreien und mit sich selbst zu versöhnen.

In drei Kapiteln — Erwartung, Erfüllung und Huldigung — kommen Adalbert Stifter, Leo Tostoi, Nikolai Ljesskow, Selma Lagerlöf, Hugo Hartung, Charles Dickens, Marcel Pagnot, Marie-Luise Kaschnitz, Henry Bordeaux, Felix Timmermans, Alexander Lernet-Holenia, Rudolf Hagelstange u. a. mit ihren besten weihnachtlichen Erzählungen zu Wort. Albrecht Appelhans hat sie illustriert.

EIN LICHT SCHEINT IN DIE FINSTERNIS. Ein Weihnachtsbuch. Hrgg. von Rudolf Hagelstange. Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn. 312 Seiten, 31 Zeichnungen, Ln. DM 10,80.

Hausbuch deutscher Erzählungen

Im wahrsten Sinne des Wortes ein „Hausbuch deutscher Erzählungen" ist die von Kurt Winterhalter herausgegebene Sammlung von Erzählungen, die in unserem Volk bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben sind und die auch dem modernen Menschen von heute viel zu sagen haben, denn alle in diesem Hausbuch enthaltenen Erzählungen sind über die Zeit ihres Entstehens hinaus lebendig und gültig geblieben und haben ihren Wert deshalb unvermindert behalten, weil die Kunst der Sprache hier ganz und gar in den Dienst am Menschen gestellt wurde: des Menschen in seiner Freude und seiner Not, im mannigfaltigen Erleben und Erleiden seines Schicksals. Was der Mensch unserer Zeit vom Menschen einer vergangenen Zeit erfährt, ist von der Art, daß Vergangenheit und Gegenwart im Rahmen menschlichen Erlebens und Erleidens zu einer großen Einheit werden, daß der Inhalt dieser Erzählungen den Eindruck erweckt, als habe alles Geschehene sich in unserer Zeit zugetragen.

Dieses Buch bringt Erzählungen, die zum großen Teil klassischer Bestand und Allgemeingut sind; aber es wurden auch weniger bekannte Erzählungen ausgewählt, ide es verdienen, heute von neuem bekannt und gelesen zu werden. So ist ein Werk entstanden, das wir Ihnen als Hausbuch vorstellen; denn gerade im Kreis der Familie wird der Schatz solcher Erzälhungen am besten behütet und mit seinen Werten weitergetragen.

Josef von Eichendorff, Wilhelm Hauff, Annette von Droste-Hülshoff, Heinrich von Kleist, Adalbert Stifter, Gottfried Keller, Theodor Storm, Eduard Mörike und andere finden wir in diesem Hausbuch, das man getrost als unvergänglichen „Hausschatz" ansprechen kann. Kurze biographische Angaben ergänzen die Sammlung.

HAUSBUCH DEUTSCHER ERZÄHLUNGEN. Hrgg. von Curt Winterhalter. Verlag Herder, Freiburg. 522 Seiten, Großformat, Ln. DM 15,80.

Kleine literarische Kostbarkeiten

Nachdem vor einigen Jahren ganz überraschend das schmale Bändchen „Ja, damals ..." der Baltin Else Hueck-Dehio im Weihnachtsgeschäft mit weit über 100 000 verkauften Exemplaren die unbestrittene Spitze hielt (bis heute schon weit über 350 Tsd.!), haben sich die Freunde der kleinen literarisch anspruchsvollen Erzählung daran gewöhnt, die Veröffentlichungen der Kleinbuchreihe von „Salzers Volksbüchern" mit besonderer Aufmerksamkeit zu verfolgen. Das Titelangebot ist inzwischen auf 64 gestiegen, darunter nicht wenige, die mit Auflagen von 50, 100, ja 150 Tausend aufwarten können.

Die Neuerscheinungen dieses Herbstes bestätigen die glückliche Hand des Verlages. Von Else Hueck-Dehio erschien ein neues Bändchen mit dem Titel „Typsis sonderliche Liebesgeschichten", eine Idylle aus dem alten Estland (Band 62). Maria Gabriele von Igalfer ist die kleine Schwester von vier großen Brüdern; sie wird als „letztes Pünktchen" der Familie zärtlich „Tipsy" genannt. Bei der Hochzeit einer Freundin auf einem Nachbargut passiert ihr ein peinliches Mißgeschick; aber mit diesem Mißgeschick beginnt ihre sonderliche Liebesgeschichte. Die Geschichte ereignete sich noch vor der Jahrhundertwende, und der liebenswürdige Charme jener Zeit wird darin lebendig.

Käthe Korth, die bereits mit ihren Erzählungen „Gelebte Tage" aufhorchen ließ, legt ihr zweites Bändchen in dieser Reihe vor: „Christina" (Band 63). Im Mittelpunkt dieser Erzählung steht das Mädchen Christina, die aus einem Lager in Sibirien zum Arbeitseinsatz geholt wird. Als Magd eines russischen Schriftstellers in einer einsamen Hütte lebt sie wie auf einer Insel des Friedens. Durch Pan Gregorieff, ihren Herrn, erfährt ihr Leben eine äußere Wandlung, durch den deutschen Kriegsgefangenen Johann eine inere. Die Weite und der Reiz des Landes sind in der anmutigen und versöhnlichen Erzählung eingefangen.

Band 64 schließlich bringt eine Erzählung des jungen oberschlesischen Autors Hans Lipinsky-Gottersdorf, der heute auf Grund seiner in den letzten Jahren veröffentlichten Erzählungen und Romane in der ersten Reihe der deutschen Erzähler genannt wird. „Ende des Spiels" betitelt er seine neue Erzählung. Es ist die Geschichte des fünfzehnjährigen Roman, Sohn eines Bauern in einem Fischerdorf an der Ostsee, der zum erstenmal von der Liebe befallen wird. Das Mädchen, eine Studentin, kommt als später Sommergast aus der Stadt. Romans jüngerer Bruder und Spielgefährte erzählt diese Liebe, wie er sie erlebte: als Einbruch einer fremden Macht in ihre gemeinsame kindliche Welt — eine Welt zwischen See und Dünen und dem elterlichen Haus. Lipinsky-Gottersdorf bestätigt hier aufs neue seine Meisterschaft gerade in der kleinen Form. Es gelingt ihm, mit knapper, beinah herb zu nennenden, von Superlativen jeder Art freien Sprache ein Kunstwerk von starker Unmittelbarkeit und dennoch eigentümlicher Zartheit zu schaffen.

Else Hueck-Dehio: TIPSYS SONDERLICHE LIEBESGESCHICHTEN. — Käthe Korth: CHRISTINA. — Hans Lipinsky-Gottersdorf: ENDE DES SPIELS. Salzers Volksbücher Band 62—64. Eugen Salzer Verlag, Heilbronn. Jeder Band 80 Seiten, farb. Pappeinband, DM 2,80.

Es ist dem Rezensenten stets eine besondere Freude, unter den Neuerscheinungen auf Veröffentlichungen von Mitarbeitern unseres Blattes zu stoßen, in diesem Falle eine um so größere Freude, da es sich hier in ihrem Äußeren geschmackvoll dargebotene literarische Kostbarkeit handelt: „Das ewige Erbe / Meister Bertrams letzte Briefe", zwei Erzählungen von Gerhard Kamin. Man wird diesem Bändchen wohl am besten gerecht, wenn man in das Urteil von Dr. Max Picard einstimmt: „Gerhard Kamin ist einer der wenigen Autoren, die eine Sache zu berichten haben und nicht mit dem Wort einer Sache nachjagen, die sie nicht haben. Dieser Autor steht in der guten Tradition der deutschen Erzählung." Ein Geschenkbändchen, das man gerade in der Weihnachtszeit in recht vielen Händen wissen möchte!

Gerhard Kamin: DAS EWIGE ERBE / MEISTER BERTRAMS LETZTE BRIEFE. Zwei Erzählungen. Furche-Bücherei Nr. 177. Furch-Verlag, Hamburg. 48 Seiten, farb. Geschenkband DM 2,40.



Heimatlieder gehen um die Welt

Zehn Jahre Vertriebenenchor Göttingen - Werk eines Ostpreußen

Einer der angesehensten ostdeutschen Chöre, dessen Liedsendungen diesseits und jenseits der deutschen Grenze mit gleicher Liebe und Begeisterung gehört werden, die aber auch unsere Landsleute im Ausland und in Übersee über die deutsche Welle erreichen und ihnen so ein Stück der unvergessenen Heimat und ihrer eigenen Kindheit ins Heim bringen, ist der unter Leitung des bekannten, aus Ostpreußen vertriebenen Musikpädagogen Professor Paul Dehne stehende Vertriebenenchor Göttingen, der in diesem Jahr auf ein zehnjähriges Bestehen zurückblicken kann.

1949 gegründet als eine Pflegestätte des ostdeutschen Volksliedes, wirkte er auf die zahlreichen sangesfreudigen Vertriebenen in Göttingen außerordentlich anziehend, da hier die Möglichkeit geboten wurde, in der Gemeinschaft die alten lieben Heimatlieder zu singen. Beweglich und leistungsfähig wurde der Chor jedoch erst, als sich aus dieser großen Zahl ein Stamm von etwa 50 Sängern und Sängerinnen herausgeschält hatte, die bis heute auch nicht mehr überschritten wurde.

Nun konnte sich der Chor getrost einer ernsten Arbeit und größeren Aufgaben widmen. Es ist ihm bis auf den Tag vornehmste Pflicht, nicht nur in der Stadt allein, sondern weitgehend auch auf dem Lande Heimatvertriebenen ihr Lied zu bringen, um die Erinnerung wachzuhalten, den Heimatgedanken zu stärken und die Menschen davor zu bewahren, daß mit dem Verlust der ostdeutschen Gebiete etwa auch deren geistige und kulturelle Tradition in Vergessenheit gerate. So hat der Chor außer bei mehr als 70 Veranstaltungen — interner wie öffentlicher Art — in der Stadt Göttingen selbst, in mehr als 60 Städten und Dörfern gesungen und damit vielen Menschen Herzstärkung und Freude — wenn auch oft eine wehmütige — gebracht. Er sang beim großen Schlesiertreffen 1952 in der Europa-Halle in Hannover vor mehr als 10 000 Hörern, er sang bei der Kant-Gedächtnisfeier in Hannover, bei der auch Agnes Miegel zugegen war, er gab Konzerte in Münden, Duderstadt, Clausthal, Bad Pyrmont und anderswo. Er sang bei der Heimkehr vieler Kriegsgefangener im Lager Friedland — in Anwesenheit von Bundespräsident Heuß — und brachte dort das Lied von der Friedland-Glocke zur Uraufführung, das viele Heimkehrer dann als Postkarte mit nach Hause nahmen.

Der Rundfunk hat nicht nur die Gesänge aus der Europa-Halle beim Schlesiertreffen auf alle Sender übertragen. Viermal war inzwischen schon der Aufnahmewagen des Funkhauses Hannover in Göttingen, um in der Universitätsaula Choraufnahmen zu machen: insgesamt waren es 29 Lieder und 18 Chöre.

Professor Paul Ernst August Dehne, der den Chor seit einem Jahrzehnt leitet, wurde um seiner Verdienste um das Göttinger Chorwesen zum Ehrenvorsitzenden der Göttinger Chorgemeinschaft gewählt, der 25 Chöre angehören. Man sieht ihm seine 75 Jahre nicht an, wenn er vor seinen Sängern steht. Geborener Niedersachse, von Beruf Volksschullehrer, studierte er 1913/14 Musik in Berlin. 1918/19 wirkte er als Seminar-Musiklehrer in Schwerin an der Warthe und wurde 1926 als Musik-Dozent an die 1. Preußische Pädagogische Akademie nach Elbing berufen, wo ihn der preußische Kultusminister Becker 1927 zum Professor ernannte. Von 1929 bis 1932 lehrte er an der Pädagogischen Akademie in Hannover, um dann 1933 wieder nach Elbing zurückzukehren, wo er bis zu seiner Vertreibung lehrte. 1945 kam er in seine südhannoversche Heimat zurück, wo er von 1946 als Musikdozent an der neu eröffneten Pädagogischen Hochschule bis zu seiner Pensionierung 1949 tätig war.

Der bewährte und bekannte Musikpädagoge formte den Vertriebenenchor und brachte ihn auf eine Leistungshöhe, die ihn in über 110 Konzerten, davon über 60 in Göttingen, und mehr als 40 Rundfunksendungen weit über unser Land hinaus bekannt machte.

„Heute im Kulmerland"

Wir möchten unsere Leser darauf hinweisen, daß wir in unserem großen aktuellen Reisebericht „Heute im Kulmerland" in der November-Ausgabe bei der Bezeichnung der deutschen Provinzen die Reichsgrenzen von 1937 zugrundegelegt haben. Deshalb werden mehrere Ortschaften als zu Ostpreußen gehörig bezeichnet, die zum westpreußischen Gebiet gehören. Wir weisen ferner darauf hin, daß Garnsee bis 1945 Stadt war. Von der polnischen Verwaltung wird dieser Ort als Dorf geführt. Durch einen Übermittlungsfehler ist der Name des Dorfes Guhringen mit „Guhringeg" falsch geschrieben worden, was wir zu entschuldigen bitten. Dasselbe trifft für Freystadt zu, das natürlich keine Kreisstadt ist.

Der große Magier von Film und Bühne

Paul Wegener zum 85. Geburtstag

Wenn man für das Wort „Charakterkopf" ein Beispiel finden sollte, so würde einem wohl kein besseres einfallen als Paul Wegener, der am 11. Dezember seinen 85. Geburtstag begehen würde. Er wurde auf dem Rittergut Bischdorf in Ostpreußen geboren, und keine Rollen gingen ihm so selbstverständlich von der Hand wie Sudermanns ostpreußische Gutsbesitzer.

Mit einer breiten, zurückfliehenden Stirn und breiten Backenknochen war er durch und durch ein slawischer, fast mongolischer Typ. Der große Verwandlungskünstler hatte eine ausgeprägte Liebhaberei für Masken und eine der bekanntesten Sammlungen für afrikanische und mongolische Masken.

Wenn Paul Wegener auftrat — selbst in seinen Filmen — gab es einen Ruck im Publikum. Sein erster Film war „Der Student von Prag" (1912), in welchem er die magische Doppelrolle der Titelfigur spielte. Es war einer der ersten künstlerischen Stummfilme in Deutschland überhaupt. Klassisch wurde er in der Filmrolle des massiven und dumpfen „Golem" (1920). Dann war er der Peter Schlemihl ohne Schatten nach Chamissos Erzählung. Immer zog das Magische und Metaphysische ihn an.

Die Breite seiner künstlerischen Skala kann nur mit der von Werner Kraus verglichen werden. Er war ein dämonischer Papst Gregor VII., ein dumpf leidender Fuhrmann Henschel, ein derb-gutmütiger Obrist Kottwitz (er spielte diese Rolle von 1905 bis zu seinem Lebensende) ebenso wie ein infamer Präsident („Kabale und Liebe"). Hebbels Rollen füllte er an mit zwielichtigem Leben, etwa als ein barbarischer „Kandaules" oder „Holofernes". Er war aber auch ein klug schleichender und dumpf ringender König Claudius im „Hamlet" und ein teuflischer Jago. Und ein Jahr vor seinem Tode wurde ihm der Wunsch erfüllt, in der weisen und abgeklärten Rolle des „Nathan" auftreten zu dürfen.

Der Tonfilm hat dann den anderen Wegener festgehalten, den des Obristen Kottwitz, einer Rolle, die nie wieder so besetzt werden kann! Als Kottwitz-Typ lebt Wegener im Film der 30er und 40er Jahre als vitaler, bodenständiger Ostpreuße, als Gutsbesitzer und als Landarzt nach Stoffen von Sudermann.

In seiner Jugend war die heute über 80jährige Tilla Durieux, die heute in der Schweiz lebt, seine bevorzugte Partnerin. Auch ihr Gesicht war slawisch, auch sie war in einer fraulichen und elastischen Weise vital. Selten war ein Gesicht so prädestiniert, das Publikum zu faszinieren wie das von Wegener. Man hatte den Eindruck, er brauche nur aufzutreten und gar nicht mehr zu spielen. Paul Wegener war einer der Großen aus der großen Zeit des deutschen Theaters. Als er vor elf Jahren starb, wurde er auf dem Berliner Waldfriedhof beigesetzt. Ein lächelnder Buddha bewacht sein Grab.

Wolfgang Glantz

Wir gratulieren!

Eiserne Hochzeit

Eheleute August Stahnke und Antonie, geb. Korthals aus Rheden in Westpreußen, nach dem ersten Weltkrieg im Kreise Cammin wohnhaft, am 10. November in Walsrode, Kreisaltersheim.

Goldene Hochzeit

Eheleute Fritz Gettkowsky und Johanna, geb. Hölger aus Ostpreußen am 14. November in Westerweyhe bei Uelzen.

94. Geburtstag

Renate Schönhoff aus Westpreußen am 20. November in Delmenhorst, Altenheim in der Thüringer Straße. Der Jubilarin merkt man das hohe Alter nicht an, sie nimmt noch rege am Tagesgeschehen anteil.

84. Geburtstag

Emma Graetsch geb. Rohde aus Insterburg, Kasernenstraße 29, am 23. Dezember in Wuppertal-Elberfeld, Grifflenberg 87, wo sie bei ihrer Tochter ihren Lebensabend verbringt.

80. Geburtstag

Oberpostsekretärin a. D. Frl. Ella Rohde aus Königsberg/Pr. am 24. Dezember in Raisdorf üb. Kiel, Wilhelm-Heuck-Allee.

76. Geburtstag

Landesamtmann a. D. K. L. Erich Reichelt aus Königsberg/Pr. am 27. November in Stuttgart-W., Kleiststraße 16. Unseren Lesern ist der Jubilar seit langem bestens als Verfasser wertvoller geschichtlicher Beiträge bekannt. In einer der nächsten Ausgaben setzen wir seine in diesem Jahr erschienenen Aufsätze über die Könige Preußens fort.

Dezember-Geburtstagskinder aus Flensburg

Helene Anders aus Angerburg, jetzt wohnh. Peter-Christian-Hansen-Weg 7, am 1. Dezember 84 Jahre.

Max Lukat aus Willuden, Kr. Angerburg, jetzt wohnhaft Mürwiker Straße 106, am 6. Dezember 70 Jahre.

Anna Breuer aus Königsberg/Pr., jetzt wohnhaft DRK-Heim Schleswiger Straße am 16. Dezember 81 Jahre.

Käte Witt aus Königsberg/Pr., jetzt wohnhaft Dorotheenstraße 25, am 10. Dezember 85 Jahre.

Marta Link aus Rosgarten, Kr. Angerburg, jetzt wohnhaft Nordergraben 3, am 21. Dezember 75 Jahre.

Samuel Scheidemann aus Marienburg, jetzt wohnhaft Jürgensgaarderstraße 68, am 24. Dezember 75 Jahre.

Friedrich Döring aus Elbing, jetzt wohnhaft Mühlenholz 25, am 26. Dezember 86 Jahre.

Anna Liehr aus Königsberg/Pr., jetzt wohnhaft Altersheim Karolinenstraße, am 28. Dezember 75 Jahre.

Rosa Wylk aus Seeburg, Kr. Rössel, jetzt wohnhaft Weichselstieg 3, am 28. Dezember 70 Jahre.

Otto Schnellnus aus Sangen, Kr. Heydekrug, jetzt wohnhaft Waitzstraße 28, am 30. Dezember 80 Jahre.

85. Geburtstag

Eduard Schischke, ehemaliger Lokführer der Haffuferbahn Braunsberg-Elbing, aus Braunsberg am 15. Dezember in Seesen/Harz, Am Probstbusch 8.

73. Geburtstag

Lehrerin a. D. Helene Veidt aus Königsberg/Pr. am 23. Dezember in Bornhausen 2 üb. Seesen/Harz.

Das Heimatblatt, die „Ostpreußen - Warte" wünscht allen Jubilaren recht viel Glück und auch weiterhin beste Gesundheit.



(76)

Liebe ostpreißische Landsleite!

„Weihnachtseinkäufe soll einer so früh wie möglich machen", sagd de Emma, „wenn noch nich so doll ausgesucht is." Deshalb entschloß ich mir, inne Stadt zu fahren. Inne letzte Monate hädd ich meine Dittchens zusammengehalten, indem daß ich mir rein garnuscht bezähmen tat. So hädd ich ziemlich zwanzig Mark inne Fupp, und die wolld ich nu zu Weihnachten aufem Kopp hauen. Aber ich fuhr nich allein, der Bauerochse kam mit, sehn Se, und damit fing das ganze Unglick an.

Er hadd nämlich aufes Landratsamt zu tun, sagd er, und außerdem wold er fiere Lydia Schrumm was Hibsches zu Weihnachten kaufen, und ich solld ihm helfen aussuchen, sagd er, indem daß er mit weibliche Winsche nich geniegend Erfahrung hädd. Auf die Art kam es raus, daß die Schrummsche, die hitzige Lydia, wie se ihr innes Dorf nannden, sich dem Bauerochse geangelt hadd. Aber das ging mir ja nuscht an, denn seit die Abreibung, wo se zu Pfingsten vonnem Junggesellenverein gekriegt hadd, war se ganz klein geworden und hädd sich nich mehr das Maul gerissen.

So fuhren wir also los, und unterwegens ieberlegden wir laut und deitlich, was wir nu alles kaufen wollden, so daß de ganze Kleinbahn zuheeren konnd. Denn meind der Bauerochse, daß wir erst noch einem nehmen missen, indem daß der Alkohol de Fantasie beflieglen tut, denn hat einer erst de beste Einfälle. Aber wir nahmen nich einem, sondern mehrere, weil der Bauerochse de Spendierbixen anhädd, und es dauerd nich lang, da hädden wir uns ganz scheen benuschelt.

Mit eins fiel ihm das Landratsamt ein, wo se um zwölf all zumachden. Mitgehen wolld ich nich, deshalb missd ich im Krug hucken bleiben, daß wir nich ausenanderkamen, sondern sich nachdem wiederfanden. Und daß ich mir nich langweild, solld ich im Saal gehen, sagd der Wirt, wo geradzig Auktzjohn war, sozusagen freiwillige Versteigerung. Und denn ging ich auch, und da waren viel Leite drin, und hinten hadden se alte Meebels und allerhand Krempel aufgestapelt, und ein Kerdel brilld immer zwischen und haud mittem Hammer aufem Tisch.

Waren Se all emal auf Versteigerung? Ich auch nich. Aber es machd Spaß, und Se wissen ja, liebe Landsleite, daß ich kein Spielverderber bin. Deshalb kriegd ich alle Naslang dem Ausschlag, nei, dem Zuschlag! Und wie mir der Bauerochse endlich abholen kam, da war ich die zwanzig Gulden los, und mit vier Mark missd er mir noch auslösen. Dafier had ich aber e großem Haufen eingekauft, und se hädden alles bei mir aufgeflieben, daß ich gerad noch so rieberkicken konnd und der Bauerochse mir zuerst gar nich gefunden hädd. Was meinen Se, was wir alles zu schleppen hadden! Das Scheenste waren zwei eingerahmte Bilder. Eins war e Gemälde mit Atollerie und Pulverdampf von die Schlacht bei Waterloo, das andere waren Mergellens, wo sich gerad am Teich de Fieße wuschen. Ieberschrift: Nymphen am Brunnen. Denn e Kuckucksuhr. Zu Haus stelld sich aber aus, daß der krätsche Kuckuck ziemlich heiser war und außerdem bloß die gerade Stunden schrie, bei die ungerade kam er zwar rausgehoppst, aber er machd nich das Maul auf. Auf dem Beeskrät war also kein Verlaß.

Dem Bauerochse gefiel am besten e porzellanener Hund, wo se das rechte Ohr abgeschlagen und hinten statt dem Zagel e lange Schnur reingestoppt hädden. Das solld e liktrischer Rauchfresser sein, aber er fraß nich. Oder haben Se vleicht all emal e Schudelsche gesehn, wo statt Knochen Rauch fraß?

Aber das war noch nich alles, ich hädd noch viel mehr erobert: Kinderschloren, e schettergelbe Damen-Strickjack, zwei alte Knie fierem eisernem Ofen, einem grienen Hut mit Rasierpinsel und e Haufen Biecher. Eins war besonders schwer und wertvoll, nämlich e Stick vonnem Lexikon, das ging von Jeromin bis Marzipan. Na, war das nich genug fier vierundzwanzig Mark? Jedenfalls war ich stolz und glicklich, denn das alles hädd ich in keinem Laden so billig gekriegt. Na, auf dem ginstigen Einkauf haben wir denn noch einem gegen Wirmer genommen, dem Brassel aufgepuckelt und denn sind wir wieder zu Haus gefahren.

Es wär auch alles ganz gut gegangen, wenn bloß die krätschen Ofenrohre nich gewesen wären. Die waren nämlich inwendig schwarz, und von dem Reinfassen und Schwitzabwischen hädden wir beide uns de ganze Gesichter besaut. Deshalb haben wir se kurz vores Dorf weggeschmissen. Aber das hädden wir nich solld machen, denn ich mussd noch emal zurickgehen und ihnen holen, indem daß die Emma Fragen tat, von was wir so schwarz waren.

„Die Ofenknieе", sagd se, „sind das einzge vernimftige Mitbringsel, alles andre is Dreck." Se sagt noch viel mehr, aber das hab ich nich behalten, weil es mir nich gefiel. Aber ich weiß wirklich nich, zu was die so geschimpft hat, denn es war alles gut zu brauchen. De Strickjack nahm mir gleich der Bauerochse ab, fiere Lydia! Er war ganz glicklich, denn in de Aufregung hädd er ganz vergessen, ihr was außem Laden zu kaufen. Zwar war gelb nich ihre Farb, und außerdem war die Jack drei Nummern zu klein, sozusagen hauteng, aber umzutauschen ging natierlich nich. Deshalb braucht se erst auf wie e Limmenaden-Wirfel, aber denn gab es sich wieder, und nu will se de Jack aufrebbeln und Hanschkes von stricken. Auch dem Hund wolld er haben, als Paradestick fier seinem Biefeeh. Ich gab ihm.

Die beide Gemälde hab ich auseinandergenommen, weil ich das Glas fieres Kellerfenster brauchd, dem goldenn Rahmen haben wir verheizt und die Nymphen zusammengerollt. De Kuckucksuhr hat de Emma anne Wand gehongen, und nu ärgern wir uns immer inne Nacht, wenn der Kuckuck schreit, und wir missen erst Licht machen, daß wir sehen können, wie spät das es is. De Schlorren haben wir beim Hausfrauenverein abgegeben fiere Kinderbescherung, dem Hut hat de Emma aufgedämpft, und nu muß ich ihm tragen, indem daß er mir so männlich macht, sagt se, und daß ich mittem Pinsel aufem Debbie ausseh wie e Gutsbesitzer oder Oberförster. Aber ich hab dem Rasierpinsel klammheimlich abgeschnitten. Nu geh ich ohne ihm. Bloß, wenn ich zu Haus komm, steck ich ihm wieder an, sonst schimpft de Emma.

Wie se dem Lexikon zu sehen kriegd, war se ganz aufgeregt: „Kick, dem Jeromin! Das war doch der Kuppscheller, wo de Mariche Naujoks und dem Otto Schöpsdat zusammenbringen solld. Nu is er so beriehmt, daß er all im Lexikon steht!" Aber es war e anderer Jeromin. Deshalb stoppd se dem Lexikon untre Kommod, wo er sich nitzlich machd, indem daß er e abgebrochenem Fuß ersetzen tat. Nu wiggelt die Kommod nich mehr.

Die andre Biecher taten ihr dagegen geistlich verinteressieren: „Der gute Ton in allen Lebenslagen" — „Werden Sie Redner" — „Moderne Gesellschaftstänze" u. a. Zuletzt blieb se mit verzickte Augen am Liebesbriefsteller hängen und fragd mir, was A. A. heiß. Ich dachd, se hat e Rickfall vom Sonnenstich, aber da sagd se all: „Du hast ebend kein poetisches Gemiet, A. A. heiß „Angebetete Agathe". Nu wußd ich es fier dem Rest meines Lebens und zog mir mit dem „Salonlöwen" und dem „Drastischen Vereinskomiker" auf mein inwändiges mißhandeltes Gemiet zurick — und las:

> Alle Männer sind mir Luft,
> ruft Klotilde, aber eben
> Eines ist dabei fatal: ohne Luft
> kann ich nicht leben.

Denn erfuhr ich noch, mit was man einem Tiger wäscht, nämlich mit Lebensgefahr, und was widersinnig is: Wenn e Pudel einem Dackel e Wurst mopst! Sehn Se! Hab ich bei die Versteigerung nich gut eingekauft? Passen Se man Weihnachten auf, wie die Wachskerzen immer kleiner werden!

Ich winsch Ihnen jedenfalls e großem, buntem Teller und viel ostpreißische Marzepan, dazu alles, was Ihr Herz begehrt, sowie frohe und gesunde Feiertage.

Ihr alter

Ernst Trostmann
Landbriefträger z. A.

Wolfgang Borchert

Die drei dunklen Könige

Er tappte durch die dunkle Vorstadt. Die Häuser standen abgebrochen gegen den Himmel. Der Mond fehlte, und das Pflaster war erschrocken über den späten Schritt. Dann fand er eine alte Planke. Da trat er mit dem Fuß gegen, bis eine Latte morsch aufseufzte und losbrach. Das Holz roch mürbe und süß. Durch die dunkle Vorstadt tappte er zurück. Sterne waren nicht da.

Als er die Tür aufmachte (sie weinte dabei, die Tür), sahen ihm die blaßblauen Augen seiner Frau entgegen. Sie kamen aus einem müden Gesicht. Ihr Atem hing weiß im Zimmer, so kalt war es. Er beugte sein knochiges Knie und brach das Holz. Das Holz seufzte. Dann roch es mürbe und süß ringsum. Er hielt sich ein Stück davon unter die Nase. Riecht beinahe wie Kuchen, lachte er leise. Nicht, sagten die Augen der Frau, nicht lachen. Er schläft.

Der Mann legte das süße mürbe Holz in den kleinen Blechofen. Da glomm es auf und warf eine Handvoll warmes Licht durch das Zimmer. Dies fiel hell auf ein winziges rundes Gesicht und blieb einen Augenblick. Das Gesicht war erst eine Stunde alt, aber es hatte schon alles, was dazugehört: Ohren, Nase, Mund und Augen. Die Augen mußten groß sein, das konnte man sehen, obgleich sie geschlossen waren. Aber der Mund war offen, und es pustet" leise daraus. Nase und Ohren waren rot. Er lebt, dachte die Mutter. Und das kleine Gesicht schlief.

Da sind noch Haferflocken, sagte der Mann. Ja, antwortete die Frau, das ist gut. Es ist kalt. Der Mann nahm noch von dem süßen weichen Holz. Nun hat sie ihr Kind gekriegt und muß frieren, dachte er. Aber er hatte keinen, dem er dafür die Fäuste ins Gesicht schlagen konnte. Als er die Ofentür aufmachte, fiel wieder eine Handvoll Licht über das schlafende Gesicht. Die Frau sagte leise: Schau, wie ein Heiligenschein, siehst du? Heiligenschein! dachte er, und er hatte keinen, dem er die Fäuste ins Gesicht schlagen konnte.

Dann waren welche an der Tür. Wir sahen das Licht, sagten sie, vom Fenster. Wir wollen uns zehn Minuten hinsetzen. — Aber wir haben ein Kind, sagte der Mann zu ihnen. Da sagten sie nichts weiter, aber sie kamen doch ins Zimmer, stießen Nebel aus den Nasen und hoben die Füße hoch. Wir sind ganz leise, flüsterten sie und hoben die Füße hoch. Dann fiel das Licht auf sie.

Drei waren es. In drei alten Uniformen. Einer hatte einen Pappkarton, einer einen Sack. Und der dritte hatte keine Hände. Erfroren, sagte er und hielt die Stümpfe hoch. Dann drehte er dem Mann die Manteltasche hin. Tabak war darin und dünnes Papier. Sie drehten Zigaretten. Aber die Frau sagte: Nicht, das Kind.

Da gingen die vier vor die Tür, und ihre Zigaretten waren vier Punkte in der Nacht. Der eine hatte dicke, umwickelte Füße. Er nahm ein Stück Holz aus seinem Sack. Ein Esel, sagte er, ich habe sieben Monate daran geschnitzt. Für das Kind. Das sagte er und gab es dem Mann. Was ist mit den Füßen? fragte der Mann. Wasser, sagte der Eselschnitzer, vom Hunger. — Und der andere, der dritte? fragte der Mann und befühlte im Dunkeln den Esel. Der dritte zitterte in seiner Uniform: Oh, nichts, wisperte er, das sind nur die Nerven. Man hat eben zuviel Angst gehabt. Dann traten sie die Zigaretten aus und gingen wieder hinein.

Sie hoben die Füße hoch und sahen auf das kleine schlafende Gesicht. Der Zitternde nahm aus seinem Pappkarton zwei gelbe Bonbons und sagte dazu: Für die Frau sind die.

Die Frau machte die blassen blauen Augen weit auf, als sie die drei Dunklen über das Kind gebeugt sah. Sie fürchtete sich. Aber da stemmte das Kind seine Beine gegen ihre Brust und schrie so kräftig, daß die drei Dunklen die Füße aufhoben und zur Tür schlichen. Hier nickten sie nochmal, dann stiegen sie in die Nacht hinein.

Der Mann sah ihnen nach. Sonderbare Heilige, sagte er zu seiner Frau. Dann machte er die Tür zu. Schöne Heilige sind das, brummte er und sah nach den Haferflocken. Aber er hatte kein Gesicht für seine Fäuste.

Aber das Kind hat geschrien, flüsterte die Frau, ganz stark hat es geschrien. Da sind sie gegangen. Sieh mal, wie lebendig es ist, sagte sie stolz. Das Gesicht machte den Mund auf und schrie.

Weint er? fragte der Mann.

Nein, ich glaube, er lacht, antwortete die Frau.

Beinahe wie Kuchen, sagte der Mann und roch an dem Holz, wie Kuchen. Ganz süß.

Heute ist ja auch Weihnachten, sagte die Frau.

Ja, Weihnachten, brummte er, und vom Ofen her fiel eine Handvoll Licht hell auf das schlafende Gesicht.

Aus dem Weihnachtsbuch „Ein Licht scheint in die Finsternis", hrgg. von Rudolf Hagelstange. Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh. Eine Besprechung dieses Buches erfolgt an anderer Stelle dieser Ausgabe.

Das Leben Friedrich des Großen

Herbert Kranz hat es unternommen, die Gestalt Friedrich des Großen in zwei Bänden erzählter Geschichte dem Leser von heute, insbesondere der heranwachsenden Generation vor Augen zu stellen. Diese beiden Bände „Der junge König" und „Der alte Fritz" verfälschten die Person des Preußenkönigs weder durch Glorifizierung noch durch Herabsetzung, sie machen vielmehr den Menschen und den König aus seiner Zeit heraus verständlich. Nur so ist es überhaupt möglich, einer historischen Gestalt gerecht zu werden. Herbert Kranz hat die Gabe des Erzählers, aus der Historie eine fesselnde Geschichte zu gestalten. Er zeigt den König als Figur im Schachspiel der europäischen Mächte — den König eines kleinen deutschen Staates in einer Zeit, in der Frankreich und England in Kontinenten dachten. Der Leser lernt ein Feldherrngenie kennen, das den Krieg haßt, den er führen muß, den ‚ersten Diener des Staates', der in der Erfüllung von Pflichten und im Tätigsein Sinn und Aufgabe eines Lebens sieht und den Menschen, den die teuer erfochtenen Siege bitter, Enttäuschungen zum Menschenfeind werden ließen.

Herbert Kranz: DER JUNGE KÖNIG und DER ALTE FRITZ. Franckh'sche Verlagshandlung (Kosmos-Verlag), Stuttgart. 250 bzw. 228 Seiten, zusammen mit 70 Holzschnitt-Wiedergaben von A. v. Menzel im Text, mit je 8 Kunstdrucktafeln. Jeder Band in Ln. DM 9,80.

Aufbrechende Welt

Dies ist der Titel des neuen Romans von Emil Merker, der in der ersten Reihe lebender ostdeutscher Dichter genannt werden muß und dem die deutsche Literatur das bereits Klassik gewordene Bändchen vom „lieben Sommer" verdankt. In einem böhmischen Dorf wächst Ambros, der Niemandsbub, heran, erzogen und umsorgt von seiner älteren Schwester Poldi. Er ist allem Lebendigen leidenschaftlich zugetan, ein junger Dionys, dem die aufbrechende Welt Glück und Rausch bedeutet. Er sondert sich ab und findet doch bei jedem Schritt, den er aus sich hinaus tut, bis in die unmittelbare Haut- und Herznähe des anderen Geschöpfes, sei es Tier oder Mensch. Das Leben des Dorfes, bunt und hintergründig, mit seinen weltlichen und kirchlichen Ereignissen und Festen nimmt Ambros auf in die Gemeinschaft, aber er bleibt dennoch ein Einzelgänger. Mit der Schulzeit in Prag öffnet sich ihm die geistige Welt, und er spürt und bohrt nach letzten Gründen und Zusammenhängen. Bis es dann stürmisch in ihm aufbricht, über alle Konvention hinweg: die erste Liebe. Das Mädchen ist Nonne und unerreichbar für ihn. Das ist die große Wende, die Ambros zu einem verantwortlichen Menschen formt.

Diese Geschichte einer Jugend ist ein kraftvolles, packendes und realistisches Buch, das den wesensverwandten Leser die eigene Entwicklung mit all ihren Höhen und Tiefen noch einmal durchlaufen läßt. Das Realistische ist nicht das Letzte, dahinter steht immer das Geheimnis des Lebens.

Emil Merker: AUFBRECHENDE WELT. Roman einer Jugend. Eugen Salzer Verlag, Heilbronn. 232 S., Ln. DM 9,80.

Agnes Miegel — Leben und Werk

Eine beachtenswerte Neuerscheinung von Erhard Krieger

Erhard Kriegers Arbeit ist getragen von ehrfürchtiger Bewunderung des Miegelschen Schaffens und von großer Verantwortung dem verstorbenen Paul Fechter gegenüber, der dieses Buch schreiben wollte — und dessen Ausführungen aus seinen letzten Lebenstagen die Keimzelle bilden, von der Krieger ausging. Wenn auch Agnes Miegel die inneren Heimsuchungen nicht erspart blieben, durch die jeder schöpferische Mensch hindurch muß, ehe er zum unbeirrbaren Glauben an seine Begabung und zur Erkenntnis seiner Berufung gelangt, so hat sie doch, wie selten ein anderer, schon früh die ihr gebührende Anerkennung gefunden. Ihre Stimme wird überall gehört, wo noch die innere Bereitschaft besteht, dem seherischen Rufe eines Dichters zu lauschen. Sie wird nicht nur von einer geistigen Oberschicht, nicht nur von einer ihr bluthaft verbundenen Volksgruppe, nicht nur von Menschen einer mit ihr heranwachsenden Generation vernommen. Ihrem dichterischen Werke, das, wie Krieger sagt, „seinen Umkreis zieht bis in die äußersten Grenzen unserer menschlichen Existenz", ist schon seit langem in der Literatur der Platz geworden, der ihm gebührt. Somit bedurfte es an sich kaum einer besonderen Einführung in Leben und Schaffen dieser Dichterin, die in ihrer naturgewachsenen, wunderbaren Einfachheit (die Wesensmerkmal jeder hohen Kunst ist) auch jeden ergreifen muß, der seine letzte Tiefe vielleicht noch nicht voll zu begreifen vermag. Daß aber aus solchem Nur-Ahnen bewußte Erkenntnis und damit wahre Bereicherung werde, dies ist das besondere Anliegen Kriegers. Behutsam führt er den Leser an die verschiedenen Perioden des Miegelschen Schaffens heran. Dabei steht er nun aber unter dem Eindruck einer solchen Fülle auf ihn eindringender Gedanken und Gesichte, daß diesen Erlebnisstrom nur jemand deutend bewältigen könnte, der selber zur größtmöglichen Einfachheit gefunden hat. Kriegers kluge Ausführungen leiden manchmal unter einem vielfach ineinander verschachtelten Satzbau, der jugendlichen Menschen das Verstehen nicht immer leicht machen wird. Das dürfte aber nicht hindern, Kriegers ernsten Gedankengängen nachzugehen.

Erhard Krieger: AGNES MIEGEL — LEBEN UND WERK. Verlag Das Viergespann, Homburg v. d. H., 84 Seiten, 4 Bildtafeln. Ln. DM 7,80. Schulausgabe DM 3,85.

Fideles Ostpreußen

Schnurren, Wippchen und Speränzchen aus der alten Heimat

Von Hermann Bink

Der neue Band der „Kleinen Elchland-Reihe"

(DM 2,20)

Mit vielen Illustrationen von Herbert Wentscher

Eine kleine Leseprobe, die für sich spricht:

Hoalt Fösch, hoalt ...

Michel Makuth war Fischer in Gr. Kuhren und betrieb nebenbei, wenn der Fischfang ruhte, eine kleine Landwirtschaft und hielt für diesen Zweck zwei Pferde. So konnte er seine Fangergebnisse über Land fahren und an die Kunden bringen.

Der Doppelberuf war natürlich sehr anstrengend, zumal Michel schon in den Jahren war, wie man zu sagen pflegte. Wenn er mit Fischen fuhr, eine Ortschaft verließ, die er beliefert hatte, machte er auf seinem Fahrzeug immer ein Nickerchen, während er die Zügel in den Händen behielt und die beiden altgedienten Gäule im „Schuckeltrab" die vertrauten Wege dahintrotteten. Mine Makuth, seine bessere Ehehälfte, fast auf den Tag genau in seinem Alter, saß währenddessen hochaufgerichtet neben ihm und beobachtete alles haargenau. Näherte sich das Gefährt einem Dorfe, dann weckte sie den neben ihr zusammengesunkenen Mann durch einen energischen „Rippentriller", damit er ja rechtzeitig aus seinem Schlummer emporschreckte, um nach alter, lieber Gewohnheit seinen lauten, tiefen Baßruf ertönen zu lassen: „Hoalt Fösch, hoalt!" Dann wurden die Zügel schärfer angezogen und Michel bälkte los. Und bald kamen von allen Seiten die Käuferinnen und suchten nach ihrem Ermessen die Ware aus.



So ging es jahraus, jahrein. Eines Sonntags saßen Michel und Mine in der Heiligencreutzer Kirche. Es war Hochsommer und sehr warm. Die Sonne fiel grell durch die Fenster und vergaß auch die Gr. Kuhrener Fischerbank nicht, wo Mine mit ihrem Michel untergekommen war. Die Predigt war gerade zu Ende und es sollte das Ausgangslied gesungen werden, als Michel, der in seiner Ecke — von der Anstrengung der Woche übermannt — eingeschlummert war, verdächtige Schnarchtöne hören ließ, die nicht so recht in den Gemeindegesang hineinpassen wollten. Einige Kirchenbesucher hatten sich schon mißbilligend umgedreht. Da stieß Mine ärgerlich ihren Mann an. Der fuhr — derartig in seinem friedlichen Schläfchen gestört — völlig benommen hoch, richtete sich kerzengerade auf, die Hände hochgerichtet, als halte er die Zügel seines Fischwagens. Und dann, gerade wollte die Orgel einsetzen, klang durch das Kirchenschiff der altvertraute Ruf Michel Makuths, langgezogen und im tiefen Baß wie immer: „Hoalt Fösch, hoalt!" Das hatte Mine nicht mehr verhindern können. Als Michel aber zum zweiten Male Luft holte, um seinen Beitrag zur Abwechslung zu liefern, da verschloß sie ihm mit einem kräftigen Druck ihrer Hand den Mund. Michel wachte nun erst richtig auf, blickte verwundert um sich, schüttelte mißbilligend den Kopf, sang das Schlußlied aus voller Brust mit, so als sei nichts geschehen, und verließ am Ende hocherhobenen Hauptes die Kirche, während Mine sich von den Blicken der Leute förmlich aufgespießt fühlte und bis ans Lebensende nicht von dieser Kirchenhausblamage loskam.

Bestellen Sie bitte sofort diese schöne Quelle ostpreußischen Humors des bekannten Vortragskünstlers Hermann Bink, der vielen Landsleuten noch von seiner Tätigkeit am Stadttheater Königsberg in bester Erinnerung ist.

Bestellungen an:

Heimatbuchdienst Johannes Guttenberger, Braunschweig, Donnerburgweg 50